XIV. Band 1928 Heft 1

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Sándor Radó, Hanns Sachs** und **A. J. Storfer**

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien VII, Andreasgasse 3

1) Die in der »Imago« veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 50·— per sechzehnseitigem Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen, sowie von Mitteilungen und Referaten im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, d. h. durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis	8	Seiten	für	25	Exemplare	Mark	15·—,	für	50	Exemplare	Mark	20·—
von 9	„	16	„	„ 25	„	„	25·—,	„	50	„	„	35·—
„ 17	„	24	„	„ 25	„	„	35·—,	„	50	„	„	50·—
„ 25	„	32	„	„ 25	„	„	45·—,	„	50	„	„	65·—

Mehr als 50 Separata werden nicht angefertigt.

7) Alle obigen Bedingungen gelten auch für die »Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse«.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XIV. Band 1928 Heft 1

Der Humor

Von

Sigm. Freud

In meiner Schrift über den „Witz und seine Beziehung zum Unbewußten" (1905) habe ich den Humor eigentlich nur vom ökonomischen Gesichtspunkt behandelt. Es lag mir daran, die Quelle der Lust am Humor zu finden, und ich meine, ich habe gezeigt, daß der humoristische Lustgewinn aus erspartem Gefühlsaufwand hervorgeht.

Der humoristische Vorgang kann sich in zweierlei Weisen vollziehen, entweder an einer einzigen Person, die selbst die humoristische Einstellung einnimmt, während der zweiten Person die Rolle des Zuschauers und Nutznießers zufällt, oder zwischen zwei Personen, von denen die eine am humoristischen Vorgang gar keinen Anteil hat, die zweite aber diese Person zum Objekt ihrer humoristischen Betrachtung macht. Wenn, um beim gröbsten Beispiel zu verweilen, der Delinquent, der am Montag zum Galgen geführt wird, die Äußerung tut: „Na, die Woche fängt gut an", so entwickelt er selbst den Humor, der humoristische Vorgang vollendet sich an seiner Person und trägt ihm offenbar eine gewisse Genugtuung ein. Mich, den unbeteiligten Zuhörer, trifft gewissermaßen eine Fernwirkung der humoristischen Leistung des Verbrechers; ich verspüre, vielleicht ähnlich wie er, den humoristischen Lustgewinn.

Der zweite Fall liegt vor, wenn z. B. ein Dichter oder Schilderer das Gehaben von realen oder erfundenen Personen in humoristischer Weise beschreibt. Diese Personen brauchen selbst keinen Humor zu zeigen, die humoristische Einstellung ist allein Sache dessen, der sie zum Objekt nimmt und der Leser oder Zuhörer wird wiederum wie im vorigen Falle des

Genusses am Humor teilhaftig. Zusammenfassend kann man also sagen, man kann die humoristische Einstellung — worin immer diese bestehen mag — gegen die eigene oder gegen fremde Personen wenden; es ist anzunehmen, daß sie dem, der es tut, einen Lustgewinn bringt; ein ähnlicher Lustgewinn fällt dem — unbeteiligten — Zuhörer zu.

Die Genese des humoristischen Lustgewinns erfassen wir am besten, wenn wir uns dem Vorgang beim Zuhörer zuwenden, vor dem ein anderer Humor entwickelt. Er sieht diesen anderen in einer Situation, die es erwarten läßt, daß er die Anzeichen eines Affekts produzieren wird; er wird sich ärgern, klagen, Schmerz äußern, sich schrecken, grausen, vielleicht selbst verzweifeln, und der Zuschauer-Zuhörer ist bereit, ihm darin zu folgen, die gleichen Gefühlsregungen bei sich entstehen zu lassen. Aber diese Gefühlsbereitschaft wird enttäuscht, der andere äußert keinen Affekt, sondern macht einen Scherz; aus dem ersparten Gefühlsaufwand wird nun beim Zuhörer die humoristische Lust.

So weit kommt man leicht, aber man sagt sich auch bald, daß es der Vorgang beim anderen, beim „Humoristen" ist, der die größere Aufmerksamkeit verdient. Kein Zweifel, das Wesen des Humors besteht darin, daß man sich die Affekte erspart, zu denen die Situation Anlaß gäbe und sich mit einem Scherz über die Möglichkeit solcher Gefühlsäußerungen hinaussetzt. Insofern muß der Vorgang beim Humoristen mit dem beim Zuhörer übereinstimmen, richtiger gesagt, der Vorgang beim Zuhörer muß den beim Humoristen kopiert haben. Aber wie bringt der Humorist jene psychische Einstellung zustande, die ihm die Affektentbindung überflüssig macht, was geht bei „der humoristischen Einstellung" dynamisch in ihm vor? Offenbar ist die Lösung des Problems beim Humoristen zu suchen, beim Zuhörer ist nur ein Nachklang, eine Kopie dieses unbekannten Prozesses anzunehmen.

Es ist Zeit, daß wir uns mit einigen Charakteren des Humors vertraut machen. Der Humor hat nicht nur etwas Befreiendes, wie der Witz und die Komik, sondern auch etwas Großartiges und Erhebendes, welche Züge an den beiden anderen Arten des Lustgewinns aus intellektueller Tätigkeit nicht gefunden werden. Das Großartige liegt offenbar im Triumph des Narzißmus, in der siegreich behaupteten Unverletzlichkeit des Ichs. Das Ich verweigert es, sich durch die Veranlassungen aus der Realität kränken, zum Leiden nötigen zu lassen, es beharrt dabei, daß ihm die Traumen der Außenwelt nicht nahe gehen können, ja es zeigt, daß sie ihm nur Anlässe zu Lustgewinn sind. Dieser letzte Zug ist für den Humor durchaus wesent-

lich. Nehmen wir an, der am Montag zur Hinrichtung geführte Verbrecher hätte gesagt: Ich mach' mir nichts daraus, was liegt denn daran, wenn ein Kerl wie ich aufgehängt wird, die Welt wird darum nicht zugrunde gehen, — so müßten wir urteilen, diese Rede enthält zwar diese großartige Überlegenheit über die reale Situation, sie ist weise und berechtigt, aber sie verrät auch nicht die Spur von Humor, ja sie ruht auf einer Einschätzung der Realität, die der des Humors direkt zuwiderläuft. Der Humor ist nicht resigniert, er ist trotzig, er bedeutet nicht nur den Triumph des Ichs, sondern auch den des Lustprinzips, das sich hier gegen die Ungunst der realen Verhältnisse zu behaupten vermag.

Durch diese beiden letzten Züge, die Abweisung des Anspruchs der Realität und die Durchsetzung des Lustprinzips nähert sich der Humor den regressiven oder reaktionären Prozessen, die uns in der Psychopathologie so ausgiebig beschäftigen. Mit seiner Abwehr der Leidensmöglichkeit nimmt er einen Platz ein in der großen Reihe jener Methoden, die das menschliche Seelenleben ausgebildet hat, um sich dem Zwang des Leidens zu entziehen, einer Reihe, die mit der Neurose und dem Wahnsinn anhebt, und in die der Rausch, die Selbstversenkung, die Ekstase einbezogen sind. Der Humor dankt diesem Zusammenhange eine Würde, die z. B. dem Witze völlig abgeht, denn dieser dient entweder nur dem Lustgewinn oder er stellt den Lustgewinn in den Dienst der Aggression. Worin besteht nun die humoristische Einstellung, durch die man sich dem Leiden verweigert, die Unüberwindlichkeit des Ichs durch die reale Welt betont, das Lustprinzip siegreich behauptet, all dies aber, ohne wie andere Verfahren gleicher Absicht den Boden seelischer Gesundheit aufzugeben? Die beiden Leistungen scheinen doch unvereinbar miteinander.

Wenn wir uns an die Situation wenden, daß sich jemand gegen andere humoristisch einstellt, so liegt die Auffassung nahe, die ich auch bereits im Buch über den Witz zaghaft angedeutet habe, er benehme sich gegen sie wie der Erwachsene gegen das Kind, indem er die Interessen und Leiden, die diesem groß erscheinen, in ihrer Nichtigkeit erkenne und belächle. Der Humorist gewinne also seine Überlegenheit daher, daß er sich in die Rolle des Erwachsenen, gewissermaßen in die Vateridentifizierung begebe und die anderen zu Kindern herabdrücke. Diese Annahme deckt wohl den Sachverhalt, aber sie erscheint kaum zwingend. Man fragt sich, wie kommt der Humorist dazu, sich diese Rolle anzumaßen.

Aber man erinnert sich an die andere, wahrscheinlich ursprünglichere und bedeutsamere Situation des Humors, daß jemand die humoristische

Einstellung gegen seine eigene Person richtet, um sich solcherart seiner Leidensmöglichkeiten zu erwehren. Hat es einen Sinn zu sagen, jemand behandle sich selbst wie ein Kind und spiele gleichzeitig gegen dies Kind die Rolle des überlegenen Erwachsenen?

Ich meine, wir geben dieser wenig plausiblen Vorstellung einen starken Rückhalt, wenn wir in Betracht ziehen, was wir aus pathologischen Erfahrungen über die Struktur unseres Ichs gelernt haben. Dieses Ich ist nichts Einfaches, sondern beherbergt als seinen Kern eine besondere Instanz, das Über-Ich, mit dem es manchmal zusammenfließt, so daß wir die beiden nicht zu unterscheiden vermögen, während es sich in anderen Verhältnissen scharf von ihm sondert. Das Über-Ich ist genetisch Erbe der Elterninstanz, es hält das Ich oft in strenger Abhängigkeit, behandelt es wirklich noch wie einst in frühen Jahren die Eltern — oder der Vater — das Kind behandelt haben. Wir erhalten also eine dynamische Aufklärung der humoristischen Einstellung, wenn wir annehmen, sie bestehe darin, daß die Person des Humoristen den psychischen Akzent von ihrem Ich abgezogen und auf ihr Über-Ich verlegt habe. Diesem so geschwellten Über-Ich kann nun das Ich winzig klein erscheinen, alle seine Interessen geringfügig, und es mag dem Über-Ich bei dieser neuen Energieverteilung leicht werden, die Reaktionsmöglichkeiten des Ichs zu unterdrücken.

Unserer gewohnten Ausdrucksweise treu, werden wir anstatt Verlegung des psychischen Akzents zu sagen haben: Verschiebung großer Besetzungsmengen. Es fragt sich dann, ob wir uns solche ausgiebige Verschiebungen von einer Instanz des seelischen Apparats auf eine andere vorstellen dürfen. Es sieht wie eine neue *ad hoc* gemachte Annahme aus, doch dürfen wir uns erinnern, daß wir wiederholt, wenn auch nicht oft genug, bei unseren Versuchen einer metapsychologischen Vorstellung des seelischen Geschehens mit einem solchen Faktor gerechnet haben. So nahmen wir zum Beispiel an, der Unterschied zwischen einer gewöhnlichen erotischen Objektbesetzung und dem Zustand einer Verliebtheit bestehe darin, daß in letzterem Falle ungleich mehr Besetzung auf das Objekt übergeht, das Ich sich gleichsam nach dem Objekt entleert. Beim Studium einiger Fälle von Paranoia konnte ich feststellen, daß die Verfolgungsideen frühzeitig gebildet werden und lange Zeit bestehen, ohne eine merkliche Wirkung zu äußern, bis sie dann auf einen bestimmten Anlaß hin die Besetzungsgrößen erhalten, die sie dominant werden lassen. Auch die Heilung solcher paranoischer Anfälle dürfte weniger in einer Auflösung und Korrektur der Wahnideen als in der Entziehung der ihnen verliehenen Besetzung bestehen. Die Abwechslung von

Melancholie und Manie, von grausamer Unterdrückung des Ichs durch das Über-Ich und von Befreiung des Ichs nach solchem Druck hat uns den Eindruck eines solchen Besetzungswandels gemacht, den man übrigens auch zur Erklärung einer ganzen Reihe von Erscheinungen des normalen Seelenlebens heranziehen müßte. Wenn dies bisher in so geringem Ausmaß geschehen ist, so liegt der Grund dafür in der von uns geübten, eher lobenswerten Zurückhaltung. Das Gebiet, auf dem wir uns sicher fühlen, ist das der Pathologie des Seelenlebens; hier machen wir unsere Beobachtungen, erwerben wir unsere Überzeugungen. Eines Urteils über das Normale getrauen wir uns vorläufig nur insoweit, als wir in den Isolierungen und Verzerrungen des Krankhaften das Normale erraten. Wenn diese Scheu einmal überwunden ist, werden wir erkennen, eine wie große Rolle für das Verständnis der seelischen Vorgänge den statischen Verhältnissen wie dem dynamischen Wechsel in der Quantität der Energiebesetzung zukommt.

Ich meine also, die hier vorgeschlagene Möglichkeit, daß die Person in einer bestimmten Lage plötzlich ihr Über-Ich überbesetzt und nun von diesem aus die Reaktionen des Ichs abändert, verdient es festgehalten zu werden. Was ich für den Humor vermute, findet auch eine bemerkenswerte Analogie auf dem verwandten Gebiet des Witzes. Als die Entstehung des Witzes mußte ich annehmen, daß ein vorbewußter Gedanke für einen Moment der unbewußten Bearbeitung überlassen wird, der Witz sei also der Beitrag zur Komik, den das Unbewußte leiste. Ganz ähnlich wäre der Humor der Beitrag zur Komik durch die Vermittlung des Über-Ichs.

Wir kennen das Über-Ich sonst als einen gestrengen Herrn. Man wird sagen, es stimmt schlecht zu diesem Charakter, daß es sich herbeiläßt, dem Ich einen kleinen Lustgewinn zu ermöglichen. Es ist richtig, daß die humoristische Lust nie die Intensität der Lust am Komischen oder am Witz erreicht, sich niemals im herzhaften Lachen ausgibt; es ist auch wahr, daß das Über-Ich, wenn es die humoristische Einstellung herbeiführt, eigentlich die Realität abweist und einer Illusion dient. Aber dieser wenig intensiven Lust schreiben wir — ohne recht zu wissen warum — einen hochwertigen Charakter zu, wir empfinden sie als besonders befreiend und erhebend. Der Scherz, den der Humor macht, ist ja auch nicht das Wesentliche, er hat nur den Wert einer Probe; die Hauptsache ist die Absicht, welche der Humor ausführt, ob er sich nun an der eigenen oder an fremden Personen betätigt. Er will sagen: Sieh' her, das ist nun die Welt, die so gefährlich aussieht. Ein Kinderspiel, gerade gut, einen Scherz darüber zu machen!

Wenn es wirklich das Über-Ich ist, das im Humor so liebevoll tröstlich zum eingeschüchterten Ich spricht, so wollen wir daran gemahnt sein, daß wir über das Wesen des Über-Ichs noch allerlei zu lernen haben. Übrigens sind nicht alle Menschen der humoristischen Einstellung fähig, es ist eine köstliche und seltene Begabung und vielen fehlt selbst die Fähigkeit, die ihnen vermittelte humoristische Lust zu genießen. Und endlich, wenn das Über-Ich durch den Humor das Ich zu trösten und vor Leiden zu bewahren strebt, hat es damit seiner Abkunft von der Elterninstanz nicht widersprochen.

Vorgelesen von Anna Freud am 1. September 1927 auf dem X. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Innsbruck.

Ein religiöses Erlebnis

Von

Sigm. Freud

Im Herbst 1927 veröffentlichte ein deutschamerikanischer Journalist, den ich gern bei mir gesehen hatte (G. S. Viereck), eine Unterhaltung mit mir, in der auch mein Mangel an religiöser Gläubigkeit und meine Gleichgiltigkeit gegen eine Fortdauer nach dem Tode berichtet wurde. Dies sogenannte Interview wurde viel gelesen und brachte mir unter anderem nachstehende Zuschrift eines amerikanischen Arztes ein:

„. . . Am meisten Eindruck machte mir Ihre Antwort auf die Frage, ob Sie an eine Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode glauben. Sie sollen geantwortet haben: Daraus mach' ich mir gar nichts.

Ich schreibe Ihnen heute, um Ihnen ein Erlebnis mitzuteilen, das ich in dem Jahr hatte, als ich meine medizinischen Studien an der Universität in X. vollendete. Eines Nachmittags hielt ich mich gerade im Seziersaal auf, als die Leiche einer alten Frau hereingetragen und auf einen Seziertisch gelegt wurde. Diese Frau hatte ein so liebes, entzückendes Gesicht *(this sweet faced woman)*, daß es mir einen großen Eindruck machte. Der Gedanke blitzte in mir auf: Nein, es gibt keinen Gott; wenn es einen Gott gäbe, würde er nie gestattet haben, daß eine so liebe alte Frau *(this dear old woman)* in den Seziersaal kommt.

Als ich an diesem Nachmittage nach Hause kam, hatte ich unter dem Eindruck des Anblicks im Seziersaal bei mir beschlossen, nicht wieder in eine Kirche zu gehen. Die Lehren des Christentums waren mir auch vorher schon ein Gegenstand des Zweifels gewesen.

Aber während ich noch darüber nachsann, sprach eine Stimme in meiner Seele, ich sollte mir doch meinen Entschluß noch reiflich überlegen. Mein Geist antwortete dieser inneren Stimme: Wenn ich die Gewißheit bekomme, daß die christliche Lehre wahr und die Bibel das Wort Gottes ist, dann werde ich es annehmen.

Im Verlauf der nächsten Tage machte Gott es meiner Seele klar, daß die Bibel Gottes Wort ist, daß alles, was über Jesus Christus gelehrt wird, wahr

ist, und daß Jesus unsere einzige Hoffnung ist. Nach dieser so klaren Offenbarung nahm ich die Bibel als das Wort Gottes und Jesus Christus als den Erlöser meiner selbst an. Seither hat Gott sich mir noch durch viele untrügliche Zeichen geoffenbart.

Als ein wohlwollender Kollege *(brother physician)* bitte ich Sie, Ihre Gedanken auf diesen wichtigen Gegenstand zu richten und versichere Ihnen, wenn Sie sich offenen Sinnes damit beschäftigen, wird Gott auch Ihrer Seele die Wahrheit offenbaren, wie mir und so vielen anderen . . .“

Ich antwortete höflich, daß ich mich freute zu hören, es sei ihm durch ein solches Erlebnis möglich geworden, seinen Glauben zu bewahren. Für mich habe Gott nicht so viel getan, er habe mich nie eine solche innere Stimme hören lassen und wenn er sich — mit Rücksicht auf mein Alter — nicht sehr beeile, werde es nicht meine Schuld sein, wenn ich bis zum Ende bleibe, was ich jetzt sei — *an infidel jew.*

Die liebenswürdige Entgegnung des Kollegen enthielt die Versicherung, daß das Judentum kein Hindernis auf dem Wege zur Rechtgläubigkeit sei und erwies dies an mehreren Beispielen. Sie gipfelte in der Mitteilung, daß eifrig für mich zu Gott gebetet werde, er möge mir *faith to believe*, den rechten Glauben, schenken.

Der Erfolg dieser Fürbitte steht noch aus. Unterdes gibt das religiöse Erlebnis des Kollegen zu denken. Ich möchte sagen, es fordert den Versuch einer Deutung aus affektiven Motiven heraus, denn es ist an sich befremdend und besonders schlecht logisch begründet. Wie bekannt, läßt Gott noch ganz andere Greuel geschehen, als daß die Leiche einer alten Frau mit sympathischen Gesichtszügen auf den Seziertisch gelegt wird. Dies war zu allen Zeiten so und kann zur Zeit, als der amerikanische Kollege seine Studien absolvierte, nicht anders gewesen sein. Als angehender Arzt kann er auch nicht so weltfremd gewesen sein, von all dem Unheil nichts zu wissen. Warum mußte also seine Empörung gegen Gott gerade bei jenem Eindruck im Seziersaal losbrechen?

Die Erklärung liegt für den, der gewohnt ist, die inneren Erlebnisse und Handlungen der Menschen analytisch zu betrachten, sehr nahe, so nahe, daß sie sich in meiner Erinnerung direkt in den Sachverhalt einschlich. Als ich einmal in einer Diskussion den Brief des frommen Kollegen erwähnte, erzählte ich, er habe geschrieben, daß ihn das Gesicht der Frauenleiche an seine eigene Mutter erinnert habe. Nun, das stand nicht in dem Brief, — die nächste Erwägung sagt auch, das kann unmöglich darin gestanden sein, — aber das ist die Erklärung, die sich unter dem Eindruck der zärtlichen Worte, mit denen die alte Frau bedacht wird *(sweet faced*

dear old woman) unabweisbar aufdrängt. Den durch die Erinnerung an die Mutter geweckten Affekt darf man dann für die Urteilsschwäche des jungen Arztes verantwortlich machen. Kann man sich von der Unart der Psychoanalyse nicht frei machen, Kleinigkeiten als Beweismaterial heranzuziehen, die auch eine andere, weniger tiefgreifende Erklärung zulassen, so wird man auch daran denken, daß der Kollege mich später als *brother physician* anspricht, was ich in der Übersetzung nur unvollkommen wiedergeben konnte.

Man darf sich also den Hergang in folgender Art vorstellen: Der Anblick des nackten (oder zur Entblößung bestimmten) Leibes einer Frau, die den Jüngling an seine Mutter erinnert, weckt in ihm die aus dem Ödipuskomplex stammende Muttersehnsucht, die sich auch sofort durch die Empörung gegen den Vater vervollständigt. Vater und Gott sind bei ihm noch nicht weit auseinandergerückt, der Wille zur Vernichtung des Vaters kann als Zweifel an der Existenz Gottes bewußt werden und sich als Entrüstung über die Mißhandlung des Mutterobjekts vor der Vernunft legitimieren wollen. Dem Kind gilt doch in typischer Weise als Mißhandlung, was der Vater im Sexualverkehr der Mutter antut. Die neue, auf das religiöse Gebiet verschobene Regung ist nur eine Wiederholung der Ödipussituation und erfährt darum nach kurzer Zeit dasselbe Schicksal. Sie erliegt einer mächtigen Gegenströmung. Während des Konflikts wird das Verschiebungsniveau nicht eingehalten, von Argumenten zur Rechtfertigung Gottes ist nicht die Rede, es wird auch nicht gesagt, durch welche untrügliche Zeichen Gott dem Zweifler seine Existenz erwiesen hat. Der Konflikt scheint sich in der Form einer halluzinatorischen Psychose abgespielt zu haben, innere Stimmen werden laut, um vom Widerstand gegen Gott abzumahnen. Der Ausgang des Kampfes zeigt sich wiederum auf religiösem Gebiet; er ist der durch das Schicksal des Ödipuskomplexes vorherbestimmte: völlige Unterwerfung unter den Willen Gott-Vaters, der junge Mann ist gläubig geworden, er hat alles angenommen, was ihn seit der Kindheit über Gott und Jesus Christus gelehrt wurde. Er hat ein religiöses Erlebnis gehabt, eine Bekehrung erfahren.

Das ist alles so einfach und so durchsichtig, daß man die Frage nicht abweisen kann, ob durch das Verständnis dieses Falles etwas für die Psychologie der religiösen Bekehrung überhaupt gewonnen ist. Ich verweise auf ein treffliches Werk von Sante de Sanctis (La conversione religiosa, Bologna 1924), welches auch alle Funde der Psychoanalyse verwertet. Man findet durch diese Lektüre die Erwartung bestätigt, daß keineswegs alle Fälle

von Bekehrung sich so leicht durchschauen lassen, wie der hier erzählte, daß aber unser Fall in keinem Punkte den Meinungen widerspricht, die sich die moderne Forschung über diesen Gegenstand gebildet hat. Was unsere Beobachtung auszeichnet, ist die Anknüpfung an einen besonderen Anlaß, der die Ungläubigkeit noch einmal aufflackern läßt, ehe sie für dies Individuum endgiltig überwunden wird.

Der Menstruationskomplex

Von

C. D. Daly

Quetta, Beludschistan

(Aus dem englischen Manuskript übersetzt von Peter Mendelssohn)

Vorbemerkung

Die folgende Schrift ist eine Fortsetzung der psychoanalytischen Deutung der Gestalt der indischen Göttin Kali[1] und umfaßt eine Erweiterung der Freudschen Tabutheorie. Es sollen in dieser Schrift verschiedene Punkte in ihrer Beziehung zu ihrer nach meiner Theorie allen gemeinsamen primären Basis, dem Menstruationskomplex, beleuchtet werden. Diese Basis muß bereits in einer primitiven Lebensstufe erstmalig wirksam gewesen sein und konnte wohl nur durch unbewußte Motive so lange übersehen oder wenigstens unterschätzt werden.

Erforschung und Verständnis der primären psychischen Faktoren sollen aber nicht durch irrationale Motive behindert werden.

Es ist wahrscheinlich, daß der Menstruationskomplex wesentlich mitgewirkt hat an der Vertiefung des Unterschiedes zwischen dem Verhalten des Menschen und dem der übrigen Tierwelt. Das primäre Ich wird nun durch einen tiefen Konflikt zerspalten, wobei eine Seite, und zwar die antisoziale, einer allmählichen Verdrängung unterliegt, während die andere, verdrängende, sich als Tabugefühl äußert; die Verdrängung der Triebe wird an inneren Veränderungen sichtbar, die von der Außenwelt auferlegt zu sein scheinen; so beginnt die animistische Entwicklungsphase. Der Wert dieses Konfliktes als eines Faktors der Entwicklung scheint darin zu liegen, daß er den archaischeren Wiederholungszwang, von dem die Tierwelt beherrscht

---

1) Daly: Hindu-Mythologie und Kastrationskomplex. Imago XIII (1927), S. 145 ff.

wird, und der auch den Menschen zwingt zu denken, ehe er handelt, im Innersten stark erschütterte. Dieser innere Konflikt wird dann in die Außenwelt projiziert; die Welt ist dann nicht nur voll von jenen vergleichsweise einfachen und harmlosen Realgefahren, deren Bekämpfung Angelegenheit des Selbsterhaltungstriebes ist, sondern es finden sich in ihr auch alle jene spirituellen Projektionsgefahren, deren Schrecklichkeit sich der normale zivilisierte Mensch gar nicht mehr annähernd vorzustellen vermag.

I

Eine Erweiterung der psychoanalytischen Entwicklungstheorie

Die Hemmung

In zwei vorangegangenen Schriften habe ich bereits auf bestimmte Phänomene hingewiesen, die noch hinter so vielem verborgen liegen, das selbst bisher für uns unerklärlich war; in meiner ethnologischen Beschreibung der hinduistischen Göttin Kali finden sich in bezug darauf die folgenden Bemerkungen: „Obgleich sie eine so zarte Bezeichnung wie die der Mutter trägt, wird sie doch weit eher gefürchtet und muß als Quelle allen Übels ausgesöhnt werden, als daß sie als Segenspenderin geliebt wird; und obgleich man von ihr annimmt, daß sie die Zerstörerin der Furcht sei, soll sie doch einen besonderen Geruch an sich haben, der eben jene Furcht im Menschen erweckt.“ Wir hoffen zeigen zu können, daß das Verständnis für diesen Widerspruch möglich wird auf dem Wege über die Erkenntnis von Ursprung und Natur des Menstruations- und Gebärtabus. Havelock Ellis[1] sagt in seiner interessanten Schrift über den „Einfluß der Menstruation auf die Stellung der Frau“, daß die Menstruation eine emotionale Atmosphäre schafft, durch die der Mann die Frau sieht, und die bis jetzt noch nicht völlig geklärt und durchschaut ist.

Fast die ganze Tierwelt scheint beeinflußt zu werden von dem, was wir hypnotische, den Sexualtrieb erregende Gerüche nennen möchten. Sie entströmen den weiblichen Tieren zur Zeit der Brunst. Es wird in der Wissenschaft ganz allgemein angenommen, daß die Brunst der Tiere biologisch

1) H. Ellis: Studies in Psychology of Sex. Bd. 1, Anh., S. 284.

der Menstruationsperiode der Frau entspricht. Die weiblichen Genitalien bilden außerdem höchst wahrscheinlich für den primitiven Mann einen visuellen Reiz. Diese zwei Stimulantien, Geruchs- und Gesichtsreize, müssen für unsere primitiven Vorfahren die hervorragendste Quelle der Versuchung, das Inzesttabu zu verletzen, gewesen sein, also zum Verbrechen gegen die ältesten Gesetze der Menschheit, dessen Aufdeckung den unmittelbaren Tod bedeutete. Deshalb mußten diese beiden Quellen der frühen Lustvorstellungen mit dem Begriff der Furcht in Zusammenhang gebracht werden. Sie wurden für den primitiven Menschen schließlich zu schrecklichen Mahnern an die Konsequenzen, die aus einer Schwäche den starken Versuchungen gegenüber entsprängen. So wurde der Geruch und der Anblick des weiblichen Genitale, die beide von der größten Anziehungskraft für den Mann gewesen waren, und der Teil des weiblichen Körpers, der ein Zentrum der Schönheit gebildet hatte, mit der größten Furcht des Mannes verbunden; und nun folgt die Verdrängung der Triebwünsche und die Verschiebung der Angst, wobei der Mensch sich zu dieser Zeit im Gegensatz zu der übrigen Tierwelt den Wunsch nach dem Koitus versagte.[1]

Folkloristisches zum Ursprung der Menstruation

Eine allgemeine frühe Vorstellung über den Ursprung der Menstruation besagt, daß sie die Folge eines männlichen Angriffs sei, der in einem Raub gipfelte. In der Folklore und in der Mythologie der meisten Länder wird

1) Es ist immerhin eine anerkannte und bedeutungsvolle Tatsache, daß das Triebverlangen der Frau oft gerade besonders auffällig während ihrer Periode zutage tritt. H. Ellis führt eine Anzahl von Autoritäten an, die diese Tatsache bestätigen. Sir W. F. Wade sagt in seinem Ingleby „Lectures“: „Ich bin überzeugt, daß es möglich ist zu beweisen, daß in einigen Fällen die Heftigkeit der Begierde während der tatsächlichen Zeit der Periode ihr Maximum erreicht, und ich vermute, daß Fälle vorkommen, in denen sie, wenn nicht ganz, so doch zum größten Teil, auf diese Zeit beschränkt ist.“ (Lancet, 5. Juni 1886.) Ellis schreibt: „Die Tatsache, daß eine so kardinale Beziehung zu dem Sexualleben der Frau von den meisten Autoren übersehen oder ignoriert worden ist, stellt einen eigentümlichen Beweis für eine allgemein herrschende Ignoranz dar. Diese Ignoranz ist besonders dadurch gehegt und gepflegt worden, daß die Frauen sich selbst oftmals ihre Gefühle verheimlichen. Eine Dame sagte einmal, daß sie während der Menstruationsperiode zum Koitus durchaus bereit gewesen sei, daß aber die Vorstellung von der Unerfüllbarkeit dieses Wunsches sie veranlaßt habe, sich diesen Gedanken wieder aus dem Kopfe zu schlagen. Ich habe Grund zu der Annahme, daß diese Feststellung eine Darstellung der wahren Gefühle sehr vieler Frauen enthält. Die Aversion gegen den Koitus ist real, aber oft nicht etwa dem Fehlen eines sexuellen Verlangens zuzuschreiben, sondern der hindernden Einwirkung mächtiger, aber eigentlich unwesentlicher Kausalitäten.“

dieser Angriff der Schlange oder anderen Tieren von ähnlicher symbolischer Bedeutung zugeschrieben. Ich führe ein Beispiel an: Bei den Chiriguanos in Bolivien laufen alte Weiber mit Stöcken herum, um die Schlange zu erschlagen, die die menstruierenden Mädchen verwundet hat.[1]

Bei dem Studium dieser Phänomene am Material primitiver Völker darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß vielfach Menstruation und Schwängerung noch nicht auseinandergehalten werden, so wie wir sie im Unbewußten noch heute zuweilen miteinander verbunden finden.

Der folgende Traum einer Frau wurde mir erst kürzlich erzählt: *„Ein Mann stieß ein Messer zwischen meinen ersten und zweiten Finger; es ging gerade durch und kam in der Handfläche wieder heraus. Der Mann zog das Messer heraus und das Blut quoll hervor. Dann verwandelte sich das Blut in eine kleine Schlange, die ihren Kopf ruckweise hinein und hinausstieß. Der Kopf wurde größer und größer, so daß ich meine Hand auf ihn hielt und ihn niederdrückte, und jemand bat, schnell ein Messer zu holen und den Kopf abzuschneiden, nein, ich meine ‚herauszuschneiden'."*

Man findet nicht oft einen Traum, der so manifest unbewußtes Material enthält und in symbolischer Form so deutlich Koitus, Schwängerung, Niederkunft und Kastration behandelt. Ich bedaure, daß ich keine detaillierte Analyse geben kann, aber wer mit der Traumdeutung vertraut ist, wird die Symboldeutung ohne Schwierigkeit vollziehen können.

„Diese primitive Theorie vom Ursprung der Menstruation bringt uns dem Verständnis für das besondere und intime Band in seiner frühesten Gestalt näher, das nach altem Glauben die menstruierende Frau mit den natürlichen oder übernatürlichen Kräften der Welt in Zusammenhang bringt. Überall wird von menstruierenden Frauen angenommen, daß sie von Geistern besessen oder mit mystischen Kräften ausgestattet seien."[2]

Das Triebverlangen der Frau ist zudem — wie gesagt — bei Beginn der Menstruation auf einem Höhepunkt angelangt, sodaß der Glaube, von der Schlange gebissen worden zu sein, etwa einer symbolischen Wunscherfüllung entspricht. In einigen Gegenden Brasiliens ist es den Mädchen im Pubertätsalter verboten, in den Wald zu gehen, aus Furcht vor den Liebesangriffen der Schlangen.[3]

Ähnliche Verbote beziehungsweise Vorsichtsmaßregeln existieren auch

1) H. Ellis, *op. cit.* I. Bd.; The Phenomenon of Sexual Periodicity, S. 100 und 102 und Anmerkung.

2) Havelock Ellis, *op. cit.* S. 285.

3) Ibid.

in anderen Teilen der Welt. So findet sich in abgelegenen Teilen von Bengalen die Vorstellung, daß der Traum von Schlangen die Geburt eines Kindes ankündige.

Der bösartige Aspekt, unter dem die Schlange erscheint, entspricht den sexuellen Angriffen des Mannes. Von diesem nimmt man wieder an, daß er im Zustand der Erektion von guten oder bösen Geistern besessen sei, gemäß denen das Objekt entweder zulässig oder tabu ist. Da aber die männliche sexuelle Erregung nicht von blutigen Erscheinungen begleitet ist wie die weibliche, und da das männliche überdies das stärkere Geschlecht darstellt, hat die Frau den größten Teil des üblen oder bösen Aspektes der Sexualität zu tragen.

Die Menstruation in der Pubertät und im Leben der Erwachsenen

Unter den primitiven Völkern finden zwei der strengsten Taburegeln, die sonst bestimmend sind für das Leben der göttlichen Könige oder Priester, auch Anwendung auf Mädchen im Pubertätsalter. Die eine besagt, daß die Mädchen während dieser Zeit den Erdboden nicht mit den Füßen berühren dürfen, da eine solche Berührung Pollution oder irgendwelche Gefahren nach sich zöge, während die andere vorschreibt, daß eben die Mädchen nicht von der Sonne (oder vom Licht einer Flamme) beschienen werden dürfen. In zahlreichen Teilen der Welt werden diese Gesetze mit Gewalt aufrecht gehalten. Die Einschränkungen und Verbote, denen die Mädchen während der Zeit der Pubertät unterworfen waren und noch sind, wurden von Frazer[1] und anderen in weitem Umfange festgestellt, sodaß es hier nur nötig ist, sie kurz noch einmal aufzuführen. Man hält die Mädchen beispielsweise in engen Käfigen, in Hütten in den Wäldern, in Löchern im Erdboden oder an die Decke gebunden, halb in Sand eingegraben, in Käfigen in Bäumen, in eigens zu diesem Zweck hergestellten, dem jeweiligen Stamme gehörigen Hütten usw. und das ohne Feuer oder Licht, bei äußerst eingeschränkter Nahrungsaufnahme und unter dem Zwang, eine Anzahl von Gebräuchen und Zeremonien zu zelebrieren, deren Ausfall das Elend über alle anderen heraufbeschwören würde und sie vermutlich unwiderruflich aller Gnade verlustig gehen ließe, und zwar für Zeiträume, die von einigen Monaten bis zu zirka sieben Jahren variieren, jedoch für gewöhnlich etwa für die Zeit von einigen Monaten. Oft dürfen sie während der ganzen

1) Frazer: The Golden Bough, 2. Ausg., III. Bd., S. 201—230.

Zeit der Abschließung nicht einmal mit den Händen ihren eigenen Körper berühren oder ihm Nahrung zuführen, auch werden sie zuweilen von der Unterhaltung mit der Außenwelt völlig abgeschlossen und bleiben dann für gewöhnlich ganz allein mit einigen alten Weibern. In einigen Fällen ist es den Mädchen nicht einmal gestattet, sich in ihrer Stellung zu bewegen oder sich niederzulegen, vielmehr müssen sie während der ganzen Zeit entweder hockend, knieend oder auf dem Rücken liegend verharren. Sie werden dann als unrein oder als von einer Krankheit befallen angesehen. Bei gewissen brasilianischen Indianern ist es üblich, den Mädchen während der Pubertät das Haar abzusengen oder bis auf die Kopfhaut abzuschneiden. Sie werden dann auf einen flachen Stein gelegt und mit einem Tierzahn geschnitten, und zwar von den Schultern ab den ganzen Rücken hinab, bis der ganze Körper blutet. Sodann wird die Asche eines wilden Kürbis in die Wunden gerieben; das Mädchen wird in eine Hängematte gelegt und so fest darein gewickelt, daß es für niemand sichtbar ist. So hat es drei Tage ohne Essen und Trinken zu verharren. Nach Ablauf der drei Tage steigt es aus der Hängematte heraus auf den flachen Stein, denn seine Füße dürfen den Erdboden nicht berühren. Wenn es ein natürliches Bedürfnis hat, nimmt eine weibliche Verwandte das Mädchen auf den Rücken und trägt es hinaus, eine glühende Kohle dabei in der Hand haltend, um die bösen Einflüsse von dem Eintritt in den Körper des Mädchens abzuhalten. Wenn es sich wieder in der Hängematte befindet, darf es etwas Mehl, gekochte Wurzeln und Wasser zu sich nehmen, Salz und Fleisch aber nicht berühren. So wird bis zum Ende der ersten Monatsperiode fortgefahren, nach deren Ablauf dem Mädchen wieder in Brust, Unterleib und in den übrigen Körper tiefe Wunden geschlagen werden. Während des zweiten Monats bleibt das Mädchen in der Hängematte; das Gesetz der Abstinenz ist nun weniger streng, es wird ihm sogar gestattet zu spinnen. Im dritten Monat wird das Mädchen mit einem gewissen Pigment schwarz gefärbt und darf dann wie gewöhnlich umhergehen.

Bei den Macusisindianern in Britisch-Guyana finden sich ähnliche Gebräuche. Der Bannspruch, von dem man annimmt, daß ihm die Mädchen unterworfen sind, muß durch den Magier gelöst werden. Dieser spricht Zauberworte über sie, haucht sie und die wertvollsten Dinge, mit denen das Mädchen in Berührung gekommen ist, an. Nach dem ersten Bad muß das Mädchen sich von der Mutter schlagen lassen, ohne einen Schrei auszustoßen. Dasselbe geschieht am Ende der zweiten Periode.

Andere Indianerstämme setzen die Mädchen gewissen Ameisensorten aus,

deren Bisse sehr schmerzhaft sind. Die Leidende hat, solange sie hoch oben in der Hängematte aufgehängt ist, Tag und Nacht zu fasten, sodaß sie, wenn sie herabkommt, fast einem Skelett gleicht.

Bei den Uanpes in Brasilien wird das Mädchen für die Zeit eines Monats völlig abgeschlossen und darf nur geringe Mengen Brot und Wasser zu sich nehmen. Dann wird es hinausgeführt in den Kreis seiner Verwandten und Freunde, von denen ihm ein jeder vier oder fünf Schläge mit einem Stück *Sipo* gibt (einer elastischen Schlingpflanze), bis es bewußtlos oder tot zu Boden fällt. Wenn es sich erholt hat, wiederholt sich der Vorgang viermal in Zwischenräumen von je sechs Stunden. Es wird als Beleidigung der Eltern angesehen, wenn man nicht stark zuschlägt. Inzwischen werden Töpfe mit Fleisch und Fisch zubereitet, die *Sipos* werden hineingetaucht, und das Mädchen muß daran lecken. Danach wird es als heiratsfähige Frau angesehen.

Hiezu bemerkt Frazer noch: „Die Sitte, das Mädchen zu diesen Zeiten von Ameisen beißen zu lassen oder mit Ruten zu schlagen, wird, und dessen können wir sicher sein, nicht als Strafe oder als Probe auf seine Leidensfähigkeit angesehen, sondern als eine Reinigung, deren Aufgabe es ist, die bösen und schädlichen Einflüsse auszutreiben, von denen das Mädchen in dieser Lage angeblich besessen ist, und die es gefangen halten."

Ich kann Frazer nur teilweise zustimmen. Wir können, in Anbetracht der psychoanalytischen Erkenntnisse, unmöglich über die Befriedigung primitiver grausamer Triebe hinwegsehen, die in diesen Gebräuchen gegeben sind; denn warum sollte man gerade zu so grausamen Maßnahmen seine Zuflucht nehmen, wenn eine Reinigung beziehungsweise Läuterung das einzig angestrebte Ziel wäre? In einem solchen Fall würde allein die Tatsache des Badens genügen. Aber der Widerwille und der Abscheu, den diese Sitten hervorrufen, ist genügend Gewähr dafür, daß die Primitiven ein beträchtliches Maß von Befriedigung und Genugtuung in der Ausübung solcher Grausamkeiten erleben, obgleich die Rationalisierung ihrer Gebräuche die Primitiven ohne Zweifel zu der Annahme führt, daß es der einzige Zweck solcher Maßnahmen sei, irgendwelche übelwollenden Einflüsse zu bekämpfen, von denen die Mädchen besessen sind. Wie viele europäische Schulkinder haben von ihren unbewußt sadistischen Schulmeistern ganz ähnliche Erklärungen für die Auferlegung schwerer Strafen erhalten.

Frazer zieht zur Stützung seiner Überlegungen den *Marak*-Gebrauch der Cayenneindianer heran, eine Art nationalen Heilmittels, das hauptsächlich auf die Jugend beiderlei Geschlechtes Anwendung findet, und von dem angenommen wird, daß es die jungen Menschen stärkt und in jeder

Weise sichert. Sie unterwerfen sich ihm zwei- oder dreimal während ihres Lebens. Frazer führt andere Fälle freiwilliger Leiden an, selbst auferlegte Züchtigungen mittels stechender Nesseln u. dgl, und vergleicht sie ganz richtig mit Schlägen und Geißelungen in religiösen Kulten, die ursprünglich einen Modus der Reinigung darstellten. Er sagt: „Sie bedeuteten die Austreibung einer gefährlichen Ansteckung oder Seuche, die entweder in einem Dämon personifiziert war oder nicht, die sich aber, wie angenommen wurde, sichtbar oder unsichtbar dem Körper der Leidenden in physischem Sinne anheftete. Die Schmerzen, die der geschlagenen Person zugefügt werden, sind nicht anders anzusehen als die, die wir heute bei jeder beliebigen Operation zu erdulden haben, sie stellen ein notwendiges Übel dar, und das ist alles." Er bezieht sich sodann auf die Tatsache, daß solche Gebräuche später in anderer Weise ausgelegt wurden, und daß der Schmerz, der zuerst eine Begleiterscheinung war, nunmehr zum Hauptgegenstand der Zeremonie gemacht wurde usw., wozu er noch bemerkt, daß „Askese, in welcher Form oder Gestalt sie auftreten möge, niemals primitiv sei". Seine Theorien scheinen darauf hinzuführen, daß er nirgends das Moment der Grausamkeit als primitives Agens zulassen, beziehungsweise zugeben möchte, daß die reine Freude an der Auferlegung einer Grausamkeit im Dienste des Hasses in den Gebräuchen und Sitten der Wilden eine große Rolle spielt. Der Psychoanalytiker kann jedoch eine solche Auffassung vom Seelenleben der Primitiven nicht zulassen, da er weiß, daß die Grausamkeit sowohl bei den Kindern wie bei den Primitiven durchaus einem primitiven Triebanspruch entspricht. Ich war verpflichtet, mich über diesen Punkt ein wenig zu verbreiten, da ich glaube, daß der Menstruationskomplex einen der Gründe für das Umschlagen der zärtlichen Ausdrucksformen des Sexualtriebes in die grausamen enthält.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, ist eine Deutung der Taburegeln, die auf Sonne und Erde Bezug haben, notwendig. Die Sonne ist der Phallus, d. h. das schwängernde Agens, die Erde stellt den Mutterschoß dar. Sich der Sonne auszusetzen bedeutet die Gefahr, geschwängert zu werden; dieses Verbot entspricht also dem anderen, daß sie keinen Mann — und besonders ihren Vater nicht — zu dieser Zeit in Versuchung führen darf. Da sie als unrein gilt, darf sie die Erde nicht berühren, d. h. nicht verunreinigen, widrigenfalls daraus alle Arten von Übeln entstünden. Wie sie selbst zu dieser Zeit nicht berührt werden kann, darf sie auch die Erde nicht berühren. Diese Anschauung entspringt einer Furcht der Primitiven vor einer Befleckung durch eine Frau, die sich in diesem als krankhaft und unrein

gedachten Zustand befindet. Während der Perioden ihrer Abschließung und an deren Ende haben sich die Mädchen allen Arten von Reinigungs- und Läuterungsgebräuchen zu unterwerfen, wie Baden, Abreiben mit Erde, Sand, dem Saft von Bäumen oder dem Blut frisch geschlachteter Opfertiere, Schwitzen, zahlreichen Züchtigungen usw. Schließlich werden sie den Gebräuchen des Landes entsprechend geschmückt, bemalt, mit Blumen und Blättern, beziehungsweise mit Ornamenten oder Juwelen bedeckt. Die Kleider und die Gefäße, die sie während dieser Zeit benutzt haben, werden verbrannt, zerbrochen, vergraben oder in irgendeiner Weise den Gebräuchen des Stammes gemäß vernichtet.

Frazer schließt daraus, daß der Grund für die Abschließung der Mädchen während der Pubertät in der tief eingewurzelten Furcht liegt, die der Primitive fast durchweg vor dem Menstrualblut hat, eine Überlegung, mit der ich völlig übereinstimme.

Von Gegenständen, die eine menstruierende Frau berührt hat, wird angenommen, daß sie jeden töten, der sie in die Hand nimmt.

„Ein Australier, der entdeckt hatte, daß sein Weib während der Menstruationsperioden auf seiner Decke gelegen hatte, tötete es und starb selbst vor Schreck innerhalb von vierzehn Tagen.“ (Frazer, op. cit. S. 325.)

Den Knaben dieser Völker wird von Kindheit an gesagt, daß sie graue Haare bekommen und ihre Kräfte vor der Zeit verlieren würden, wenn sie Menstrualblut sähen. Während ihrer Perioden müssen die Frauen deshalb von den Männern gemieden werden, auch sind sie ihrerseits den strengsten Einschränkungen und Regelungen unterworfen, denn man ist überzeugt, daß der Einfluß der Frauen während dieser Zeit so unheilbringend ist, daß schon allein ihre Gegenwart genügen würde, um die Jagd zu verderben, die fischhaltigen Gewässer zu verunreinigen usw. Starke Schläge oder gar der Tod sind die Strafen, die einer eingeborenen Australierin auferlegt werden, wenn sie diese Gesetze verletzt.

Die Dieri in Zentralaustralien glauben, daß, wenn die Frauen zu dieser Zeit Fisch essen oder in einem Fluß baden, die Fische alle sterben und das Wasser austrocknet.

Ähnliche Vorstellungen und Gebräuche sind bei den verschiedensten Völkern der ganzen Erde verbreitet; überall gilt die Frau während der Menstruation als mit einem unheilvollen Einfluß behaftet, und der Mann lebt in der beständigen Furcht, von ihr befleckt zu werden. Bei dem oben erwähnten Stamme der Dieri ist es üblich, rund um den Mund der menstruierenden Frauen ein Zeichen aus rötlichem Ocker anzubringen. Eine solche Frau

darf dann niemals Fisch essen. In fast allen diesen Gegenden wird den Frauen verwehrt, während dieser Zeit die aufgespeicherten Lebensmittel zu berühren oder gar zu essen. Sie dürfen die Felder nicht betreten, die Spuren der Jagdtiere nicht kreuzen u. dgl., denn dadurch würden, wie sie glauben, die Herden gestört und die Jagden verdorben werden. Bei den Buschmännern findet sich der Glaube, daß der Blick eines Mädchens während der Periode die Männer in jeder Stellung fixiert, in der sie sich eben befinden, oder daß sie in sprechende Bäume verwandelt werden. Die Viehzucht treibenden Stämme Südafrikas glauben, daß ihr Vieh stirbt, wenn seine Milch von einer menstruierenden Frau getrunken wird; damit sie sich nicht von einem plötzlichen Verlangen übermannen lassen, ist es den Frauen verboten, die Dörfer auf den Wegen zu betreten, die die Männer benutzen. Nach dem Talmud wird, wenn eine Frau zu Beginn ihrer Periode zwischen zwei Männer tritt, der eine von ihnen bestimmt dadurch getötet, befindet sie sich hingegen am Ende der Periode, so kann sie immer noch durch ihr Dazwischentreten einen heftigen Streit hervorrufen.

Bei den Guyaquiries am Orinoco findet sich die Ansicht, daß alle Dinge oder Lebewesen, auf die eine Frau während ihrer Periode tritt, sterben müssen, und daß die Beine eines Mannes, der den Platz betritt, den ihre Füße berührt haben, gewaltig anschwellen werden. Die Crecks und die friedlichen Indianer der Vereinigten Staaten zwingen ihre Frauen, während der Menstruation in abgesonderten Hütten in einiger Entfernung vom Dorfe zu leben. Dort müssen sie bleiben, selbst auf die Gefahr hin, von Feinden überrascht und erschlagen zu werden. Es wird als eine „höchst schreckliche und gefährliche Befleckung“ angesehen, sich einer Frau zu dieser Zeit zu nähern; und diese Gefahr erstreckt sich auch auf die Feinde, die, wenn sie die Frauen erschlugen, sich von der Befleckung mittels gewisser geheiligter Kräuter und Wurzeln zu reinigen haben. Bei den Thompson-River-Indianern findet sich der Glaube, daß die Pfeife, aus der eine menstruierende Frau raucht, später beim Rauchen immer sofort heiß wird. Wenn die Frau an einem Gewehr vorüber geht, bleibt die Waffe hinfort für Krieg oder Jagd untauglich, es sei denn, der Eigentümer wäscht sie in „Medizin“, oder schlägt die betreffende Frau damit je einmal auf die Hauptkörperteile. Wenn ein Mann mit einer menstruierenden Frau ißt oder mit ihr in Verkehr steht, auch wenn er nur von ihr gefertigte oder geflickte Kleider oder Mokassins trägt, dann hat er auf der Jagd kein Glück und die Bären greifen ihn heftig an. Im übrigen findet sich bei verschiedenen Stämmen die Meinung, daß die Annäherung an ein menstruierendes Weib irgendwelches Mißgeschick

und unglückliche Ereignisse mit sich zöge, so etwa Krankheit oder Unglück im Krieg. Anderseits zieht der Gebrauch irgendwelcher Gegenstände, die eine menstruierende Frau berührt hat, folgenschwere Krankheiten oder Tod nach sich. Bei anderen Stämmen wiederum dürfen Frauen weder Fleisch noch irgend etwas Tierisches essen, besonders aber keine Vögel töten, weil deren Blut imstande wäre, besonders schwere Blutungen oder einen auf unnatürliche Weise verlängerten Blutfluß bei der Schuldigen hervorzurufen. Auch die Tiere könnten davon geschädigt werden. Frazer bemerkt, daß dieser Glaube vielleicht das Gesetz zu erklären vermag, nach dem es den Frauen während der Periode nur gestattet ist, vegetarische Nahrung zu sich zu nehmen. Wir entnehmen diese Ausführungen alle dem „Golden Bough". Frazer[1] flicht hier noch die folgende Beobachtung ein:

„Wer die menschliche Natur studiert, wird beobachten oder lernen, ohne dabei sehr zu erstaunen, daß Gedankengänge, die so tief in der Psyche der Primitiven verwurzelt sind, in einem höheren Entwicklungsstadium der Gesellschaft wieder auftauchen, und zwar in jenen überaus fein ausgearbeiteten und gegliederten Codices, die von Gesetzgebern zur Führung und Beherrschung ihrer Völker aufgestellt worden sind, die ihrerseits für die Autorschaft ihrer Gesetze und Vorschriften eine direkte göttliche Inspiration für sich in Anspruch nehmen." So berichtet der hinduistische Gesetzgeber Manu, daß „die Weisheit, die Energie, die Kraft, der Blick und der Lebensgeist eines Mannes, der sich einer Frau während ihrer Perioden nähert, alsbald dahin schwinden müssen", während all dies wächst und zunimmt, wenn er die Frau meidet.

Der persische Gesetzgeber Zoroaster sagt, daß die Erscheinung der Menstruation mit ihren merkwürdigen Äußerungsformen das Werk Ahrimans, des Teufels sei, und daß deshalb während ihrer Dauer die Frau „unsauber und von Dämonen besessen" sei. Sie muß unter strengster Aufsicht zurückgehalten werden, fern von den Gläubigen, die durch ihre Berührung verunreinigt würden, und abseits vom Feuer, das durch ihren Blick verletzt und geschändet würde; es ist ihr nicht gestattet, soviel zu essen als sie mag, denn die Kraft, die sie dadurch erlangt, geht auf die Feinde über und kräftigt sie. Die Nahrung wird ihr nicht von Hand zu Hand, sondern über eine große Entfernung hinweg auf langen hölzernen Löffeln gereicht. Im Gegensatz hiezu behandelt der Gesetzgeber der Hebräer, Moses,

1) Frazer: The Golden Bough. Zweite Ausgabe, Bd. III, S. 201—230. Dort auch weitere Literaturangaben.

diese Angelegenheit mit noch größerer Breite und Ausführlichkeit, wie Frazer ausführlich darstellt, um dann noch hinzuzufügen: „Der Aberglaube, der sich um diese geheimnisvolle Seite der weiblichen Natur gebildet hat, ist unter den zivilisierten Völkern Europas nicht weniger stark im Schwange als bei den Primitiven. In einer alten Enzyklopädie — der Naturgeschichte des Plinius — findet sich eine Liste aller der Gefahren, die von der Menstruation ausgehen, die länger ist als irgendeine von denen, die wir bei den Barbaren gefunden haben.“[1] Nach Plinius wird Wein durch die Berührung mit einer menstruierenden Frau in Essig verwandelt, Herden werden mit Seuchen angesteckt, Saaten vernichtet, Gärten versengt und verdorben, Klingen werden stumpf, Pferde verunglücken oder gehen verloren usw. In ähnlicher Weise trifft man in verschiedenen Teilen Europas den Glauben, daß der Eintritt einer menstruierenden Frau in eine Brauerei das Bier sauer werden lasse; Bier, Wein, Essig oder Milch werden bei solcher Berührung schlecht, von einer menstruierenden Frau eingekochte Marmelade hält sich nicht; besteigt sie ein Pferd, so wird sie damit verunglücken, Blumensträuße verwelken bei der geringsten Berührung, und Kirschbäume, die sie ersteigt, verdorren und gehen ein. In Braunschweig findet sich noch der Glaube, daß das Fleisch eines Schweins, das unter Beihilfe einer menstruierenden Frau geschlachtet worden ist, faul wird. Auf der griechischen Insel Calymnos ist es den Frauen zu dieser Zeit verboten, Wasser vom Quell zu holen, einen Strom zu überqueren oder auf dem Meere zu fahren. Die Anwesenheit einer Frau während ihrer Periode in einem Boot soll einen Sturm heraufbeschwören.[2]

Auf der anderen Seite werden dem Menstrualblut geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben; so wird es als magische Kraft gegen Feinde angewandt, es bannt alle Arten von Übeln, es bewahrt die Felder vor dem Verdorren und läßt die Raupen von den Obstbäumen herabfallen, oder das Ungeziefer vom Vieh ablassen.

Über die Anwendung magischer Kraft gegen die entsprechende magische Kraft, ein Vorläufer der Versuche, „Gleiches durch Gleiches zu heilen“, handelt die einschlägige Literatur so ausführlich, daß es nicht nötig ist,

1) Diese Bemerkung hat jedoch nicht so übermäßig große Bedeutung, wenn wir bedenken, daß ja von den meisten Primitiven von allem angenommen wird, daß es Menstruationsfolge sei, und ich glaube, daß, könnten die Primitiven Enzyklopädien schreiben, diese von beträchtlicher Länge gewesen sein müßten, obgleich das behandelte Gebiet an Umfang wesentlich kleiner gewesen wäre.

2) Frazer, op. cit. S. 231 ff.

es hier weiter zu verfolgen. Da der Mann in seiner Angst vor Verletzung des Inzesttabus vor solcher magischer Einwirkung zitterte, ist es verständlich, daß er von dieser magischen Kraft erwartete, daß sie dieselbe Wirkung auch auf seine Feinde habe. Ähnliche Vorstellungen sind auch heute in Europa noch zu finden.

Der Glaube an gute oder böse magische Kräfte der menstruierenden Frau ist auf der ganzen Welt verbreitet, aber in einzelnen Gebieten in den Details verschieden. Während z. B. der Glaube an die Heilwirkung der Menstruation in der zivilisierten Welt meist geschwunden ist, ist der an die üblen Einflüsse noch sehr verbreitet. Die wohltuenden Einflüsse werden überwiegend mit der Heilung gewisser Krankheiten in Zusammenhang gebracht, schützen vor Stich und Stoß, verhüten das Auslöschen des Feuers, beruhigen Stürme usw. Die bösen Kräfte, mit denen die Frau ausgestattet ist, werden gegen die Feinde des Mannes ausgespielt. Der Gebrauch des Menstrualblutes als Liebestrank ist weit leichter zu verstehen. H. L. Strack berichtet, daß es noch im Jahre 1891 in Deutschland vorgekommen ist, daß Mädchen dem Kaffee ihres Liebsten einige Tropfen Menstrualblut beigefügt haben, um sich seiner Liebe zu versichern.[1]

Auch die Kirche war zu gewissen Zeiten von einer Scheu vor menstruierenden Frauen erfaßt; es wurde ihnen verboten, sich geheiligten Plätzen zu nähern, ja häufig wurde ihnen nicht einmal das Sakrament zugebilligt. Die Priester anderer Religionen treffen menstruierenden Frauen gegenüber oft ähnliche Anordnungen.

Zahlreiche Aberglauben bezüglich menstruierender Frauen sind noch heute allerorten unter den europäischen Völkern im Schwange, ja, zum Ende des letzten Jahrhunderts leistete sogar die offizielle englische Medizin solchem Aberglauben weitgehendsten Vorschub. Havelock Ellis zitiert eine Kontroverse aus dem British Medical Journal vom Jahre 1878, in der versichert wird, daß Hammel, die von menstruierenden Frauen kuriert werden, unweigerlich eingehen müssen. Ein medizinischer Autor äußerte daraufhin den Wunsch, zu erfahren, was den Patienten der menstruierenden Ärztinnen geschähe.[2]

1) H. L. Strack: Der Blutaberglaube in der Menschheit. 4. Aufl. Zitiert von Havelock Ellis.

2) Havelock Ellis, op. cit. S. 291—293. Der Verfasser bedauert, daß der Platzmangel es ihm nicht gestattet, mehr des wertvollen Materials anzuführen, das Havelock Ellis in diesem Band und in dem Appendix (Menstruation or the position of woman) gesammelt hat. Wer hier näher interessiert ist, muß auf das Original verwiesen werden.

Menstrualblut und Schwäche

Es ist ein allen Völkern tief eingewurzelter Aberglaube, daß die Vereinigung des Mannes mit der Frau den Mann schwäche; überall findet sich auch die Furcht des Mannes, er könnte von der Frau beherrscht werden. Aus diesem Grunde z. B. verraten die Wahaveita[1] den Frauen nicht das Geheimnis des Feueranzündens. Hauptsächlich finden wir aber, daß die Gegenwart von menstruierenden, schwangeren oder niederkommenden Frauen auf den Mann diesen schwächenden Einfluß haben soll. Es ist eben das Menstrualblut oder das Blut des zerrissenen Hymen, das gefürchtet wurde und dem man eine gefährliche Wirkung zuschrieb. Dieses Phänomen scheint mir in hohem Grade für die Trennung der Geschlechter verantwortlich zu sein; ist es doch ein sehr verbreiteter Glaube, daß der Mann, der eine Frau während einer solchen Zeit berührt, von einer Krankheit befallen wird. Die Primitiven glauben, daß die Schwäche der Frau gewissermaßen übertragbar sei.[2] Der Primitive schreibt diese Schwäche nicht seiner Furchtsamkeit vor Frauen zu, vielmehr projiziert er aus seinem Haßempfinden heraus diese Ursache direkt auf die Frau selbst, sie ist ihm möglicherweise übel gesinnt und hat dann die Macht, die Schwäche ihres Geschlechtes auf ihn zu übertragen. Unter den Barea teilen Mann und Frau in den seltensten Fällen das Bett. Als Grund dafür wird angeführt, daß „der Atem des Weibes den Gemahl schwächen könnte".[3] Die Beziehung von Atem und Geschlechtsgeruch ist eine Tatsache, die den Psychoanalytikern zu wohl bekannt ist, als daß sie hier weiterer Belege bedürfte. Wir kennen einen Glauben der Primitiven, daß die Eigenheiten einer Person in ihren Geruch übergehen und durch Geruch übertragen werden.

Auch das Blut ist lange Zeit als das beste Mittel zur Übertragung starker menschlicher Eigenschaften angesehen worden, und man hat angenommen, daß der Kannibalismus die Folge dieses Glaubens wäre. Das Menstrualblut, obgleich ebenfalls als Überträger aller Arten von Krankheiten durch Berührung angesehen, wurde dennoch in der Medizin auch als Liebesanreiz benutzt.[4] Auf Grund des Prinzips, daß die böse Macht notwendig sei, um die bösen Kräfte zu bekämpfen, ist man von jeher der Ansicht gewesen,

---

1) E. T. Dalton: Ethnology of Bengal (33), zitiert von Crawley, op. cit. Bd. III, S. 43.

2) Crawley in „The Mystic Rose" führt dafür zahlreiche Beispiele an.

3) Munzinger, zitiert von Crawley, op. cit. Bd. V, S. 93.

4) Crawley, op. cit. S. 109.

daß das Menstrualblut und die menstruierende Frau ganz allgemein diese ganz spezifische Kraft als Gegengift gegen von außen gefürchtetes Unheil besitzen. Plinius stellt fest, daß das Benetzen der Türpfosten mit der Menstruationsflüssigkeit genüge, um alle Zauberformeln zu lösen.

Man glaubt weiterhin, daß die intensivierte sexuelle Reizbarkeit der Menstrualzeit unter besonderen Umständen durch das Agens der Nahrung übertragbar wird. So darf z. B. in Westvictoria die menstruierende Frau niemandes Trank oder Speise anrühren, und niemand wird eine etwa dennoch von ihr berührte Speise zu sich nehmen, „weil sie schwäche".[1]

Bei den Maoris wird ein Mann, wenn er eine menstruierende Frau berührt hat, Tabu, und wenn er Verkehr mit ihr gehabt hat, oder von ihr gekochte Nahrung gegessen hat, „Tabu einen Zoll dick".[2] Bei einigen Völkern haben die verschiedenen Geschlechter auch verschiedene Speisen, die bessere, ursprünglich für die Götter bestimmte, kommt nur den Männern zu; den Frauen wird, aus Furcht, sie könnten die Speise verunreinigen, bei Todesstrafe verboten, sie zu berühren.[3]

Crawley macht den Versuch, diese Vorschriften auf rationalem Wege zu erklären. Er sagt: „Wenn bei den Primitiven die Männer fürchten, daß sie durch jede gewöhnliche Berührung mit Frauen mit deren Schwäche behaftet werden, und wenn die Zivilisierten eine moralische Verweichlichung fürchten, dann ist es ganz natürlich, daß diese Angst beim engsten Kontakt sich aufs äußerste steigert."[4] Es scheint an dieser Stelle, als ob Crawley den Kontakt allein als zureichenden Grund ansieht, aber es ist nirgends ersichtlich, daß etwa auch in der Tierwelt ein sexueller Kontakt von einem Furchtempfinden begleitet würde; und wir müssen wohl noch nach einem psychologischen Faktor in der Entwicklung des Menschengeschlechtes suchen, um die Trennung der Geschlechter als eine Berührungsfurcht zu erklären.

Crawley erklärt den fast allgemein verbreiteten Glauben, daß ein sexueller Verkehr schwächend wirke, als „eine instinktive Auffassung, die in einer Besonderheit der sexuellen Funktion wurzelt". Diese Besonderheit liegt in der Tatsache, daß dem sexuellen Verkehr eine vorübergehende Depression folgt, die ihre Ursache in einem verstärkten Blutdruck hat. Die Vorstellung, daß die Berührung mit Frauen Schwäche mit sich bringe, entsteht so auf zwei

1) Crawley, op. cit. S. 167.
2) Crawley, op. cit. S. 167.
3) Ellis, Polynesian Researches, zitiert von Crawley S. 176.
4) Crawley, op. cit. S. 187.

Wegen, die aber durch ein bemerkenswertes Zusammenfallen im sexuellen Akt zusammentreffen.[1]

Crawley macht dann auf die damit in Beziehung stehende Vorstellung aufmerksam, nach der die Kraft in der Samenflüssigkeit ihren Sitz haben soll, und führt die Tatsache an, daß die Krieger primitiver Stämme Enthaltsamkeit beobachten, um auf diese Weise ihre Kraft und Stärke zu bewahren und zu vermehren. Auch erwähnt er die Vorstellung, daß der Vater dem Kinde die Seele gibt, die Mutter nur den Körper. Er sagt dann: „Wenn wir nun diese Vorstellungen mit der physiologischen Tatsache in Verbindung bringen, daß der sexuelle Akt eine vorübergehende Depression zur Folge hat, dann können wir verstehen, daß sich die mehr oder weniger konstante Vorstellung fast mit Notwendigkeit ergibt, daß der Mann bei dem sexuellen Akt einen Teil seiner besten Kräfte, einen Teil seiner Seele oder seines Lebens, auf die Frau überträgt."[2] Ich halte diese Erklärung Crawleys für unzureichend, besonders wenn wir bedenken, daß doch normalen sexuellen Beziehungen ohne einen störenden psychologischen Schuldfaktor ein Gefühl des Wohlbehagens und der Zufriedenheit folgt. Wenn dem sexuellen Verkehr Depressionen folgen, dann weist die Analyse dieser Depressionen regelmäßig den Einfluß psychischer Faktoren nach, die, wenn überhaupt, so sicher nicht völlig als Wirkung der physiologischen Funktion anzusehen sind. Eine solche Depression wird in hohem Maße durch den Umstand hervorgerufen, daß die psychische Entlastung unvollständig gewesen ist, was seinerseits an Hemmungen, wie Schuld, Furcht, Haß usw. liegen mag.

Crawley schreitet dann weiter zu der Diskussion derjenigen Phänomene, die uns meiner Ansicht nach einer korrekten Lösung viel näher bringen, nämlich der Zerreißung des Hymens und des Tabus der Jungfräulichkeit.

Das Tabu der Virginität

Freud bringt in einer Studie[3] das Tabu der Virginität in Zusammenhang mit der Menstruation und mit der primitiven Lust und Freude am Töten. Er macht dabei eine Bemerkung, die für uns besonders bedeutsam ist.

Die Menstruation, zumal die erste, denkt er (der Primitive) als den Biß eines geisterhaften Tieres, vielleicht als Zeichen eines sexuellen Verkehrs mit diesem Geist. Gelegentlich gestattet ein Bericht, diesen Geist als den

1) Crawley, op. cit. S. 187.
2) Crawley, op. cit. S. 190.
3) Freud: Das Tabu der Virginität. (Ges. Schriften, Bd. V, S. 217.)

eines Ahnen zu erkennen, und dann verstehen wir in Anlehnung an andere Ansichten, daß das menstruierende Mädchen, als Eigentum dieses Ahnengeistes, tabu ist.[1]

Besonders auf diesen letzten Umstand möchte ich Gewicht legen; denn wenn die Frau hauptsächlich während der Menstruation Eigentum des Urvaters war, so stützt das meine Analyse, daß diese Zeit ursprünglich die des sexuellen Verkehrs gewesen ist. Die Gefahr dabei ging ursprünglich nicht von der Frau aus, sondern von dem starken Arm des Urvaters. Später erst, als die Gesellschaft die Pflicht auf sich nahm, mit Nachdruck das Inzestgesetz zu stützen, geschah es, daß man die Frau während ihrer Perioden selbst als eine Gefahr zu betrachten begann. Der Verfasser glaubt, daß die Menstruation der Frau, die den Mann den frühen gesellschaftlichen Inzestgesetzen unterwarf, der Grund für das narzißtische Zurückstoßen der Frau durch den Mann ist, das so oft mit Verachtung und Widerwillen zusammengeworfen und verwechselt wird und die die Psychoanalyse[2] bisher dem Kastrationskomplex zuschrieb, den der Verfasser eher als eine spätere Entwicklung ansieht, die der religiösen Phase der psychischen Entwicklung angehört. Es ist nötig, auf diesen Punkt in vielleicht etwas weitschweifiger Weise immer wieder zurückzukommen, ist es doch meine Absicht, diese Theorie von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu diskutieren, und zu zeigen, daß das universale Tabu des weiblichen Geschlechtes außerhalb der die Menstruation betreffenden Umstände entstand. Was das Tabu der Virginität angeht, so halten wir es für nötig, seine Beziehungen *a)* zum Menstruationskomplex, *b)* zu dem primären Vaterkomplex in Betracht zu ziehen. Was letzteren betrifft, so können wir vermuten, daß die Frau zur Zeit der Urhorde sich den Annäherungen der „Söhne und Brüder“ gegenüber widerstrebend verhielt, und zwar bei beiden wegen des libidinösen Bandes, das sie an den Urvater fixiert und wegen der Züchtigungen, mit denen Schwäche und Fehltritt ohne Zweifel bestraft wurden. In dem späteren Menstruationskomplex hingegen dürfen wir den primären Hauptgrund für die Frigidität der Frau erblicken, — denn der Mann unterzog die Frau, dadurch daß er das Hymen verletzte und eine Blutung verursachte, der größtmöglichen Demütigung, d. h. einer Erniedrigung, die er ihr gewissermaßen selbst aufgezwungen hat. Damit gelangen wir auch zu der Erklärung des Lustgefühls, das die Beschneidung der Knaben und die Exstirpation der Clitoris und der Labia minora

1) Von mir gesperrt.
2) Freud, op. cit. S. 226ff.

der Mädchen, bei den erwachsenen Primitiven hervorruft. Diese ist, glaube ich, einer unbewußten Strebung nach Rache zuzuschreiben, die Demütigungen der Kinder herbeiführen will, und ist sicher für die Genese des Sadismus bedeutungsvoll. Freuds Erklärung des Tabus der Virginität, daß in ihm die feindselige Einstellung der Frau auf den Mann übertragen werde, kann kaum in Frage gestellt werden. Für uns ist jedoch die Frage von Hauptinteresse, wie die Frau zu diesem feindseligen Gefühl gekommen ist; wir glauben darauf antworten zu können, daß der Mann durch seinen Akt die Frau in ihren eigenen Augen erniedrigt; dies geschieht auf Grund seines Verhaltens dem Blut gegenüber; wenn er jeden Kontakt mit Blut und das Zerreißen des Hymens vermiede, brauchte die Frau in seiner Achtung niemals zu sinken, sodaß das Menstruationstabu ihn hinfort vor einem neuerlichen Kontakt mit dem Blut bewahrt. So gestattet das Tabu der Virginität beiden Geschlechtern, einander mehr zu schätzen, da der verdrängte Haß dadurch an der Manifestation gehindert wird. Man könnte einwenden, das sei nicht korrekt, da etwa der ältere Mann, der die rituelle Defloration an Stelle des Ehemanns unternimmt, dieselbe Gefahr auf sich nehmen müsse, aber in diesem Fall kann der Mann sich mit Hilfe besonderer Reinigungs- und Vorsichtsmaßregeln vor allem schützen, er ist älter und abgehärteter und Erregungen nicht so zugänglich, und außerdem muß er nicht in solcher Intimität mit der Frau leben. Bei der Deutung solcher Phänomene haben wir äußerst vorsichtig zu sein, damit unsere Kenntnis von den Reaktionen der zivilisierten Völker nicht den Blick für die tatsächlichen Vorgänge bei den Primitiven trübe. Es scheint, als seien aus dieser Ursache heraus einige sehr bedeutende Faktoren bisher übersehen worden, Beispiel das Folgende: Wenn der Vater des Mädchens oder ein Priester selbst erstmalig den Begattungsakt vollzieht, so wird des Mädchens „Sünde" am Vater vermieden, und einem Schuldgefühl, das später sexuelle Lustgefühle verhindern könnte, vorgebeugt. Ich glaube nicht, daß sehr viele der Gründe, die für den Widerstand der jungen Frau gegen den ersten Koitus ins Feld geführt werden, standhalten werden, wenn wir bedenken, daß die jung verheiratete Primitive in jeder Hinsicht eine weit angesehenere Persönlichkeit ist als das junge, unverheiratete Mädchen.

Freud meint,[1] daß auf den Penisneid eine feindselige Verbitterung folge, die die Frau gegen den Mann zur Schau trägt; diese Verbitterung verschwindet nie völlig aus den Beziehungen der Geschlechter zueinander,

1) Freud, op. cit. S. 227 f.

wofür die klarsten Beweise in den Schriften und Bestrebungen der „emanzipierten“ Frauen zu finden sind. Ich stimme mit dieser Anschauung überein, aber ich glaube nicht, daß diese Regungen bei den Primitiven als primär anzusehen sind.

Ich sehe keinen Grund für die Annahme, daß ein Penisneid bereits vor der Bildung des Menstruationskomplexes existiert habe, d. h. einer männlichen Einstellung, die die Frau aller der Werte beraubte, die ihr aus den natürlichen Funktionen der Menstruation und der Geburt erstehen, die bis dahin ihre Hauptreize ausgemacht haben müssen, — ist doch die Vagina während des Stadiums der Tumeszenz ursprünglich die Quelle aller Schönheit und möglicherweise auch des Neides des Mannes gewesen. Da aber als Resultat des Inzestverbotes ursprüngliche Reize auf den Mann abstoßend wirkten, — ohne Zweifel zum Teil auf Grund der Beziehungen zwischen Blut und Tod, — begann die Frau, den Mann um den Besitz eines Organes zu beneiden, das fähig ist, in stolzer Erektion gerade nach vorn herauszustehen, ohne die Begleiterscheinungen der Menstruation, die bei ihr zu den schrecklichen Einengungen und Demütigungen führten, die wir oben beschrieben haben.

Die Kastrationsangst ist das Komplement zum Penisneid und gehört entwicklungsmäßig derselben Periode an; denn beide Phänomene sind sekundäre Resultate des Inzestverbotes und des Menstruationstabus. Ist eine stärkere Ursache für feindselige Reizbarkeit vorstellbar, als die, die ein Mädchen haben muß, das nach Monaten oder gar Jahren der Abschließung, in denen es den strengsten Vorschriften unterworfen war, indem auf Nahrungseinschränkungen quälende Reinigungsprozesse folgten, begleitet von denkbar strengster grausamer Behandlung (auf Grund der Pubertätsriten), in roher Weise defloriert und schließlich verschmäht und verstoßen wird, weil ihrem zerrissenen Hymen Blut entströmt? Ich kenne Fälle von Europäern, bei denen die Reaktionen auf den Anblick des Menstrualblutes Gefühlshemmungen zur Folge hatten und wo sich bei solchen Anlässen sowohl bei Frauen als auch bei Männern Liebe in Haß umwandelte. Bei den Frauen waren diese Erscheinungen von intensiven Gefühlen der Feindseligkeit, der Scham und der Erniedrigung begleitet, während sie bei den Männern Haß, Ekel und Widerwillen hervorriefen; dort war hinter diesen Gefühlen der Penisneid, hier die Kastrationsangst verborgen, bei unseren primitiven Vorfahren aber war meiner Überzeugung nach die Todesfurcht primär. Keine andere Furcht kann im primitiven Menschen so erschütternde Reaktionen zur Folge gehabt haben, wie etwa die, die Lust am sexuellen Verkehr völlig zu unter-

binden, oder jegliches Zeugen während der natürlichen Zeit restlos zu verhindern als eben diese Furcht vor dem Tode.

Die Todesfurcht und ihr Zusammenhang mit dem Menstrualblut

Nach einem Mythos der Yars und der Wayisa in Ostzentralafrika kam der Tod ursprünglich durch eine Frau in die Welt, die zwei Männer lehrte, wie sie schlafen gehen müßten. Eines Tages, als sie schliefen, hielt sie die Nasenlöcher des einen zu, bis er nicht mehr atmete und starb.[1]

Bei den Vedahs von Travancore lebt die Frau zur Zeit der Menstruation fünf Tage lang in einer Hütte in ziemlich großer Entfernung von ihrem Heim. Die nächsten fünf Tage verbringt sie in einer anderen Hütte, die sich auf halbem Wege befindet. Während dieser zehn Tage darf der Gemahl, aus Furcht, sonst von dem Teufel getötet zu werden, nichts als Wurzeln essen.[2]

Die Maoris glauben augenscheinlich, daß der Tod durch den *Kahukahu* (der Personifikation des männlichen Samens) in dem Menstrualblut enthalten liegt. Sie vermeiden jeglichen Kontakt mit dem Menstrualblut, als sei es Gift, und glauben, daß der bloße Kontakt mit Dingen, die ein menstruierendes Weib berührt hat, genügt, um zu töten.

Es scheint, als ob Crawley zu einer vollständigen Lösung der Phänomene, die er zu erforschen sucht, nicht gelangen konnte, entweder, weil er den Begriff der Ambivalenz nicht kannte, den erst spätere psychoanalytische Untersuchungen fundiert haben, oder weil er persönlichen Hemmungen unterlag. Auf jeder Seite seines Werkes führt er überwältigende Beweise an, um das Ausmaß, in dem das Menstrualblut von den Wilden gefürchtet wird, aufzuzeigen, und doch sucht er mit größter Mühe Gründe für die Annahme zu finden, daß darin nicht die primäre Ursache der Vermeidungsvorschriften liege, sondern daß das Blut vielmehr ursprünglich dazu diene, Mut einzuflößen, und getrunken werde, um den Durst zu stillen und Kraft zu geben. Die Furcht vor dem Menstrualblut erscheint als eine der intensivsten Motive für die Ambivalenz der Geschlechter gegeneinander. Diese Furcht des Mannes bewirkte, daß er die ursprünglichen Reize der Frau nicht mehr schätzen konnte, daß er aber anderseits, wenn er die Furcht verdrängen konnte, die Frau vergeistigt und auf ein Piedestal gehoben hat, das sie

1) Pison and Howitt, zitiert von Crawley, op. cit. II., S. 27.
2) Ploß: Das Kind. II, 435. Zitiert von Crawley, op. cit. II., S. 61.

weder verdient hat, noch selbst wünscht. Ich möchte hier auf die Schwierigkeit zurückkommen, die bei der Annahme entsteht, daß im Leben der Primitiven noch irgendein anderer Faktor außer der Todesfurcht stark genug gewesen wäre, um den sexuellen Impuls in dem Maße, als es geschieht, zu hemmen, und die Unterwerfung der Frau in dem bereits beschriebenen Ausmaß zu erzwingen.

Der genaue Beobachter wird längst entdeckt haben, wie stark des Mannes Schuldbewußtsein der Frau gegenüber im allgemeinen ist, und vielleicht hat er auch schon vermutet, daß die Ursache dieses Phänomens die Zurückweisung ihrer Liebe ist.

Ich möchte hier noch einen Punkt aufzeigen, der sich bei unseren primitiven Vorfahren findet, und der von R. Kleinpaul[1] in Zusammenhang mit dem Tabu des Todes erwähnt wird. Nach diesem Autor gipfelt die Beziehung zwischen Lebenden und Toten in der Überzeugung, daß die nach Blut dürstenden Toten die Lebenden zu sich in den Tod ziehen wollen. Aus diesem Grunde müssen die Lebenden in irgendeiner Form zwischen sich und die Toten Wasser stellen. Später ist man nur mehr gegen solche Tote ängstlich und böse gesinnt, die ein Recht zur Erbitterung und zum Haß hatten, wie etwa Bräute, die gestorben waren, ohne daß ihr Verlangen befriedigt worden war. Verfolgt man diese Vorstellung weiter, so findet man, daß ein Teil der primitiven Konflikte des Mannes darin wurzelt, daß er eigentlich seiner Gattin ein Recht, ihn zu hassen, einräumen muß, weil er sie aus Angst unbefriedigt gelassen und ihren Versuchungen widerstanden hatte.

Die Triebunterdrückung

Als der Mensch aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus die sozialen Gesetze „Du sollst nicht töten“ und „Du sollst nicht ehebrechen“ schuf, konnte er diese Gesetze nur aufrecht erhalten und ihnen Nachdruck verleihen durch die Einführung einer Strafe, durch das gesellschaftliche Übereinkommen, daß, wer gegen diese Gesetze verstieß, sein Leben verwirkt habe. Es war, um diese frühen Gesetze, die die fundamentale Basis jeglicher Gesetzgebung überhaupt sind, praktisch in Anwendung bringen zu können, notwendig, daß dem Verhalten des Einzelnen den Interessen der Gesellschaft als Ganzem

1) R. Kleinpaul: Die Lebenden und die Toten in Folklore, Religion und Mythos. 1898. Von Freud zitiert in „Totem und Tabu“.

gegenüber gewisse Schranken auferlegt wurden. Der frühe sozial empfindende Mensch äußerte daher ganz instinktiv eine solche kollektive Drohung, um seine sexuellen Impulse im Zaum zu halten. So waren die sozialen Gefühle ein Resultat der Notwendigkeit, um die Art als solche zu erhalten, die egoistischen Impulse der Individuen im ganzen einer Bewachung zu unterstellen. Die Umstände, die diese Notwendigkeit erzeugte, waren eine zeitweilige Regression auf ungehemmte libidinöse Impulse bei der Auflösung des Herdensystems, die eine Bedrohung der Arterhaltung darstellten. Ob die sozialen Gefühle eine Phase der psychischen Entwicklung darstellen, als Weiterentwicklung eines primitiven Herdentriebes, wissen wir nicht, doch scheint es wahrscheinlich. Aber soziales Bewußtsein und Herdentrieb müssen nicht notwendigerweise dasselbe sein, nur weil sie in mancherlei Hinsicht miteinander verknüpft sind. Gibt es doch einen Unterschied, der ganz offensichtlich ist: Der Herdentrieb enthält keinerlei Konfliktstoff in sich; in ihm gibt es nur blinden Gehorsam; wohingegen die sozialen Gefühle sich stets in gewissen Ausmaßen mit den individualistischen Tendenzen in Gegensatz befinden, denn sie entstanden ja gewissermaßen bei deren Unterwerfung.

Wir können an dieser Stelle einen Trugschluß feststellen: Es wird oft gesagt, daß die Art, in der ein Durchschnittsmensch seine Meinung über Dinge äußert, von denen er keine wirkliche Kenntnis hat, das Produkt des Herdentriebes sei, der ihn zwinge, sich im Sinne der allgemein vorherrschenden Meinung zu äußern; obgleich diese Annahme oftmals der Wahrheit entsprechen mag, wird doch mindestens ebenso oft festgestellt, daß dieses Verhalten egoistischen Charakterzügen zuzuschreiben ist; da aber, wie schon gezeigt wurde, gerade das ungezügelte Nachgeben egoistischen Impulsen gegenüber, zu der Bildung der frühen Gesellschaft geführt hat, ist leicht einzusehen, daß ein anderer Faktor im Menschen vorhanden sein muß, der ihn fortgesetzt in Konflikte mit seinen Trieben bringt, und daß dieser Faktor bei den in Herden lebenden und instinktmäßig entsprechend eingestellten Tieren noch nicht vorhanden ist. Darin scheint die widerspruchsvolle Natur des Menschen zu liegen, die in ihrer endgültigen Form eine Folge der Bedrohung der Selbsterhaltung ist, jener Todesdrohung, der der Mensch gegenüberstand, wenn er ungehemmt seinen Trieben nach leben wollte; ihr Resultat ist die Unterdrückung des individuellen Altruismus, die Umkehrung seiner psychischen Weichheit in Grausamkeit, und, wenn sie sich mit der aggressiven Komponente des Sexualtriebes verbindet, die Entstehung des Sadismus.

Der Sadomasochismus

Wir möchten nun auf die masochistischen Möglichkeiten, sich auf dem Wege über selbstzugefügte Schmerzen Lust zu verschaffen, besonders nachdrücklich verweisen (sie werden uns später den Weg, den die Entwicklung gegangen ist, zeigen), denn jegliche neu erworbene Triebbeherrschung wird durch selbstauferlegte Leiden erlangt, wobei die neu erworbene innere oder äußere Herrschaft zu neuen Lustmöglichkeiten führt; das Lustgefühl selbst ist in erster Linie vollkommen narzißtischer Natur und auf die eigene Person beschränkt. Des Menschen Auffassung darüber, was lustvoll ist, mag wechseln, die Wirklichkeit allmählich wertvollere und schweren Kampfes würdigere Sache werden als die Phantasien, in denen zu leben noch heute die Mehrzahl der Menschen vorzieht. Es äußert sich z. B. eine Komponente des Sexualtriebes in dem Bestreben, selbständig durch die Herrschaft über die Exkretionsfunktionen Lust zu gewinnen. Das ist möglicherweise das erste Stadium einer derartigen Verschiebung der entsprechenden Sexualkomponente (Selbstbeherrschung an Stelle ursprünglicher Organlust), ihre Ursache liegt darin, daß das Kind von der Mutter (besonders an ihren Brüsten) keine völlige Befriedigung erlangen kann. Wenn des Kindes ungestümer Wunsch, sich an den Mutterbrüsten zu befriedigen, auf Versagung gestoßen ist, dann versucht es erst, die Mutter zu verletzen, indem es z. B. die Brüste zerbeißt und zerkratzt. Wenn auch diese sadistischen Äußerungen unterbunden werden, versucht es, auf narzißtische Weise sich Genugtuung zu verschaffen und lernt zu gleicher Zeit, seinem Haß gegen die Mutter Ausdruck zu verleihen, indem es ihr seine Fäzes vorenthält, so wie sie ihm die Brüste versagte. Wenn dieser Haß sich gegen das Kind selbst wendet, so entsteht ein narzißtischer Masochismus. Freud[1] hat darüber gesagt, es gäbe ein „Zusammenwirken einer großen Reihe von Momenten, welche die ursprüngliche passive Sexualeinstellung übertreiben und fixieren. (Kastrationskomplex, Schuldbewußtsein.) Der Schmerz, der hiebei überwunden wird, reiht sich dem Ekel und der Scham an, die sich der Libido als Widerstände entgegengestellt hatten."

Diese Feststellung Freuds scheint meine Hypothese zu sichern, daß Ekel und Scham als Reaktion des Mannes auf die Menstruation der Frau aufzufassen sind. Freud sagt weiter: „Daß Grausamkeit und Sexualtrieb innigst zusammengehören, lehrt die Kulturgeschichte der Menschheit über

1) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. (Ges. Schriften, Bd. V, S. 32.)

jeden Zweifel, aber in der Aufklärung dieses Zusammenhanges ist man über die Betonung des aggressiven Moments der Libido nicht hinausgekommen.“ [1]

Kehren wir nun zurück zu der Frage nach den Sexualhemmungen. Hypothetisch können wir vermuten, daß in der präanimistischen Periode die Unterdrückung des Sexualtriebes als Folge des Zwanges entstand, unbewußt die automatisch sich einstellende Sexualerregung auf äußere oder auf innere Anlässe hin als eine Quelle von Gefahr für das unreife Ich anzusehen, da für den Fall des Triebgehorsams die Selbsterhaltung direkt bedroht war, und die äußere Versagung für die inneren Hemmungen Anlaß wurde, sich bemerkbar zu machen. Das Resultat war eine innere Spannung, die der primitive Mensch, ähnlich wie der Neurotiker von heute, auf die Dauer schwer vertragen konnte. Die neue Gefahr, das Inzesttabu mit seiner unerbittlichen Todesdrohung, brachte so die Verdrängung aller sexuellen Lustgedanken mit sich, insbesondere aber die des Sexualtriebs zu der Zeit der größten Anziehungskraft der Frau, der Menstruation. Die den Mann verlockenden Reize wurden so von ihrem Ziel abgelenkt, wurden gefährlich und irgendwelchen unbekannten Einflüssen, z. B. Geistern, zugeschrieben.

Nunmehr wird die Angst, die zuerst mutmaßlich durch eine äußere Gefahr hervorgerufen worden war, verinnerlicht und macht dann jenen höher entwickelten Teil des psychischen Apparates aus, der den Menschen zur Kontrolle über die primitiven sexuellen Triebe verhilft, wenn erst das Bewußtsein für die Notwendigkeit erweckt ist, die Hemmungsfunktion auszuüben, durch welche — im Interesse der Entwicklung von Kultur und Gesellschaft — die Triebbefriedigung aufgehoben werden kann.

Wahrscheinlich wurde die Verdrängung des sexuellen Begehrens gerade während der Zeit der weiblichen Periode so zu einem der kausal bedeutungsvollsten Momente der Neurosen bei Primitiven, da der Trieb dadurch eben zu dieser Zeit unbefriedigt blieb. Ich möchte hier an Freuds Begriff des „Wiederholungszwanges“ erinnern, den er als wesentliches Merkmal alter Triebe in seinem Werke „Jenseits des Lustprinzips“ beschreibt. Vielleicht verhält es sich sogar so, daß es gerade das Inzesttabu und der Menstruationskomplex waren, durch die der Trieb seine erste stärkere psychische Beeinträchtigung erlitt. Unter den Tieren (besonders deutlich z. B. bei den Insekten) ist, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, die sexuelle Lockung stark genug, um allen gewohnten Sinn für Vorsichtsmaßregeln außer Wirkung

1) Freud, op. cit. S. 32.

zu setzen, während die Einrichtung der Todesstrafe für Verletzung des Inzestverbotes unter allen Umständen den Mann veranlaßt, gerade zur natürlichen Zeit des Sexualverkehrs seinen Trieb zu verdrängen. Diese Verhinderung der männlichen sexuellen Befriedigung durch Verdrängung scheint der Hauptgrund für sein ewiges Vorwärtsstreben nach Vollkommenheit zu sein.

Freuds Ansichten über diesen Gegenstand unterstützen meiner Meinung nach meine Theorie: „Allein ich glaube nicht an einen solchen inneren Trieb und sehe keinen Weg, diese wohltuende Illusion zu schonen. Die bisherige Entwicklung des Menschen scheint mir keiner anderen Erklärung zu bedürfen als die der Tiere, und was man an einer Minderzahl von menschlichen Individuen als rastlosen Drang zu weiterer Vervollkommnung beobachtet, läßt sich ungezwungen als Folge der Triebverdrängung verstehen, auf welche das Wertvollste an der menschlichen Kultur aufgebaut ist. Der verdrängte Trieb gibt es nie auf, nach seiner vollen Befriedigung zu streben, die in der Wiederholung eines primären Befriedigungserlebnisses bestünde; alle Ersatz-, Reaktionsbildungen und Sublimierungen sind ungenügend, um seine anhaltende Spannung aufzuheben, und aus der Differenz zwischen der gefundenen und der geforderten Befriedigungslust ergibt sich das treibende Moment, welches bei keiner der hergestellten Situationen zu verharren gestattet, sondern nach des Dichters Worten ‚ungebändigt immer vorwärts dringt‘ (Mephisto im ‚Faust‘ I, Studierzimmer). Der Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung, ist in der Regel durch die Widerstände, welche die Verdrängungen aufrecht halten, verlegt, und somit bleibt nichts anderes übrig, als in der anderen, noch freien Entwicklungsrichtung fortzuschreiten, allerdings ohne Aussicht, den Prozeß abschließen und das Ziel erreichen zu können.“[1]

Später, in demselben Werk stellt Freud die Frage: „Wie soll man aber den sadistischen Trieb, der auf die Schädigung des Objekts zielt, vom lebenserhaltenden Eros ableiten können? Liegt da nicht die Annahme nahe, daß dieser Sadismus eigentlich ein Todestrieb ist, der durch den Einfluß der narzißtischen Libido vom Ich abgedrängt wurde, so daß er erst am Objekt zum Vorschein kommt?“ (l. c. S. 246.) Ich weiß nicht, wie weit ich hier mit Freud übereinstimmen kann. Ich sehe den Sadismus als eine Reaktionsbildung des lebenserhaltenden Eros gegen sein Objekt an, infolge einer Todesdrohung, die ursprünglich gegen das Ich selbst gerichtet gewesen war.

1) Freud: Jenseits des Lustprinzips. (Ges. Schriften, Bd. VI, 232, 233.)

Wahrscheinlich ist es die Unterdrückung der aggressiven Komponente, die Mut und Zartheit in Feigheit und Grausamkeit verwandelt. Wenn die aggressive Komponente des Sexualtriebes geschwächt wird, dann wendet sich der sadistische Impuls gegen die eigene Person und wird so auf narzißtischer Grundlage zum Masochismus. Ich glaube, daß die sadistische Komponente ruhig als „destruktiv" bezeichnet werden darf in Anbetracht ihres auf Zerstörung des anderen gerichteten Zieles, das die Reaktion ist auf die der eigenen Person drohende Todesgefahr. Die Grausamkeit des Sadismus zeigt, daß sie eine Perversion der Zartheiten des Eros darstellt; aber ob wir sie auch als zu dem Todestrieb gehörig betrachten dürfen, ist eine andere Frage. Denn der ursprüngliche Sexualtrieb ist auch noch im Sadisten wirksam, wenn auch die Fähigkeit zum Sexualverkehr in extremen Formen garnicht mehr in Erscheinung treten kann, ehe das Opfer nicht seiner Grausamkeit den vollen Preis bezahlt hat. Die Funktion der normalen aggressiven Komponente des Sexualtriebes ist die Unterwerfung des Sexualobjektes, während die Grausamkeit des Sadismus das Ziel hat, den Schmerz zu überwinden, den das Ich als Wirkung des verdrängten Traumas der gegen sich gerichteten Todesdrohung an sich erfährt.

Wir wollen noch einmal zusammenfassen: Meine Behauptung geht dahin, daß die aggressive Komponente des Sexualtriebes durch die Angst unterdrückt wurde, die das Phänomen der Menstruation durch die mit ihm verbundene Todesdrohung erzeugt hat. Der Haß, der so bei der Unterbindung des Sexualtriebes entsteht, kehrt die zarte Komponente der Sexualität in Grausamkeit und in den Wunsch um, dem Liebesobjekt Schmerz zuzufügen; vielleicht ist es richtiger zu sagen, daß ein archaischeres primitives Grausamkeitsstreben sich jetzt mit der aggressiven Komponente des Sexualtriebes verbindet, indem diese auf jenes zurückgreift, also indem eine Regression eintritt.

Kehren wir jedoch zu Freuds Vermutungen über die Natur der Triebe zurück, nach denen ein Trieb „ein dem belebten Organischen innewohnender Drang" wäre, „zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Einfluß äußerer Störungskräfte aufgeben mußte".[1]

Der Menstruationskomplex, der aus dem Inzestverbot entsteht, ist vielleicht die wichtigste dieser äußeren Störungskräfte, die die Verdrängung der

1) Freud: Jenseits des Lustprinzips. (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 226.) — Von mir gesperrt.

Wiederholungszwangskomponente der Triebe verursacht hat, die den Menschen von der übrigen Tierwelt unterscheidet. Hieraus konnte die Phantasie im Menschen entstehen, die, wenn von der Realität kontrolliert, sich als seine wertvollste Eigenschaft herausstellt. Daß der Sexualtrieb auf diese Weise gehemmt wurde, hatte für die ganze menschliche Art traumatische Wirkungen, deren Ausmaß wir heute erst ahnen, ohne es ganz zu kennen.

Gemäß unserer Theorie wendet sich der Neurotiker von der Wirklichkeit ab, weil ihre Perzeption seinem Ich zu schmerzlich ist. Aber wir können am Grunde dieses „Schmerzes" Bedrohungen der Selbsterhaltung vermuten. Wir nehmen an, daß die Versagung des Sexualtriebes das Resultat der bekannten Drohung gewesen ist, und daß der Haß gegen die Frau und die vollständige Unterwerfung des weiblichen Geschlechtes das Endergebnis der periodischen Steigerung ihrer sexuellen Anziehungskraft war, nachdem die Liebe gezwungen worden war, sich in Haß zu verkehren; ihre Anziehungskraft lieferte den Mann an seine von ihm selbst aufgestellten Gesetze zum Schutze des Inzestverbotes aus, — auf der einen Seite wurde er durch Gerüche und visuelle Reize angezogen, denen er kaum widerstehen konnte, — auf der anderen Seite geriet er, wollte er seinem Triebverlangen folgen, in akuteste Todesgefahr; das Ich mußte diesen Konflikt mit einer Abneigung gegen sexuelle Reize beantworten, die Lustgefühle, die durch den sexuellen Anreiz entstanden, mußten zurückgewiesen werden. Es kann kaum bezweifelt werden, daß der Begriff der Schönheit sich ursprünglich an den Reizen, die von den Geschlechtsorganen ausgingen, gebildet hatte und von dort aus infolge des besprochenen Konfliktes erst verschoben werden mußte. Die volle Bedeutung dieses Konfliktes kann nur richtig eingeschätzt werden, wenn man bedenkt, wie vollständig die einschlägigen Vorstellungsinhalte aus dem menschlichen Bewußtsein geschwunden sind und wie viele sekundäre Folgen daraus entstanden sind. Auch in der Belletristik wie in der Mythologie sind Schönheit und Tod stets miteinander verknüpft geblieben. Judith sagt in Hebbels Tragödie: „Meine Schönheit ist die einer Tollkirsche. Ihr Genuß bringt Wahnsinn und Tod."[1] Jetzt ist es verständlich, warum die Vagina und die Frau überhaupt, besonders während der Menstrualzeit, so „unheimlich" werden mußte, und der Ursprung der Hexenkraft, auf die wir in der nächsten Studie zu sprechen kommen werden, liegt jetzt klar auf der Hand.

---

1) Zitiert nach Freud: „Das Tabu der Virginität." (Ges. Schriften, Bd. V, S. 229.)

Homosexualität und Perversion

Freud und Ferenczi haben in bezug auf die Objekthomoerotik Feststellungen gemacht, die meine Ansichten zu stützen scheinen. Ferenczi meint, daß die Objekthomoerotik auf Sadismus und Analerotik beruht,[1] während Freud in seiner Arbeit „Die Disposition zur Zwangsneurose" ebenfalls der Meinung ist, daß als ihre konstitutionelle Basis die prägenitale sadistisch-anale Entwicklungsstufe der Libido anzusehen ist.[2] Es ist anzunehmen, daß diese beiden prägenitalen Regungen in der dunklen Vergangenheit in dem von mir oben beschriebenen Phänomen einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben. Man kann auch daraus ersehen, welche Bedeutung diesem Konflikt zukommt, daß er das Wiederauftauchen einer Sehnsucht nach dem Vater ermöglichte, nachdem die Ursache des Streites mit ihm, das Verlangen nach der Mutter resp. der Frau überhaupt, nicht mehr so stark war, sodaß die Liebe der Männer zueinander wieder gekräftigt werden konnte.

Der primitive Menstruationskomplex spielt aller Wahrscheinlichkeit nach auch für die Inversion keine geringe Rolle, obgleich sein rezessiver Charakter ihn später durch andere Abweichungen und Verschiebungen des Sexualtriebes hat überdecken lassen. Freud sagt so z. B. von den männlichen Invertierten: „Ihr zwanghaftes Streben nach dem Manne erwies sich als bedingt durch ihre ruhelose Flucht vor dem Weibe."[3]

„Pervers" nennt man Menschen, die sexuelle Lust bei Handlungen empfinden, die in anderen Ekel und Widerwillen hervorrufen, wie Übertreibungen normaler Vorbereitungsakte zum Geschlechtsakt, Äußerungen der Analerotik u. dgl., die primitiver Natur sind und vermutlich normal waren vor dem Auftreten des Inzesttabus, das den Gefühlsumschwung in der männlichen Einstellung zum Sexualobjekt mit sich brachte. Diese Annahme stimmt mit Freuds Theorie überein, daß der Ekel einer der Kräfte war, die die Einschränkung der Sexualität besorgten.

Freud sagt, daß es einzig die Ausschließlichkeit und die Fixierung[4] der Perversion seien, die es rechtfertigten, sie als krankhaft anzusehen. Betrachten wir z. B. die Fellatio unter phylogenetischen Gesichtspunkten.

1) Ferenczi: Zur Nosologie der männlichen Homosexualität. (Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. I. Internationaler Psychoanalytischer Verlag.)

2) Freud: Die Disposition zur Zwangsneurose. (Ges. Schriften, Bd. V.)

3) Freud: Drei Abhandlungen von Sexualtheorie. (Ges. Schriften, Bd. V, S. 18.)

4) Freud, op. cit. S. 35.

Dieses Phänomen mag aus der Zeit stammen, in der es als etwas ganz Natürliches erschien, sich gegenseitig die Genitalien zu beriechen und zu belecken, während in der prähistorischen Zeit des heutigen Individuums die Fellatio erstens mit der Reaktion auf den Verlust der Mutterbrust verbunden ist, da das Kind wünscht, sich für den Verlust am eigenen Körper zu entschädigen, und zweitens damit, daß später bei Beginn der Objektliebe dieser Wunsch die Form annimmt, die Eltern mögen dieses Zeichen der Liebe ihm zuteil werden lassen, eine sexuelle Phantasie, die oft durch die Angewohnheit mancher Mütter, die Genitalien des Kindes zu küssen, aufs äußerste gesteigert werden kann. Als Perversion kann die Fellatio eigentlich nur dann angesehen werden, wenn die sexuelle Befriedigung ohne sie beim normalen Vollzug des Koitus nicht erreicht werden kann. Wenn die plötzliche Abwendung von der Frau in einem frühen sexuellen Entwicklungsstadium stattfindet, kann dieser Wunsch auf den Vater verschoben werden, oder es kann eine Regression stattfinden, auf koprophile Neigungen, die ihrerseits mit den Perversionen des Schmeckens, Beriechens und Befühlens der eigenen Fäzes verbunden sind. Der Ekel und Widerwille, den die Perversionen beim Gesunden hervorrufen, deutet darauf hin, daß auch bei ihnen ähnliche Wünsche tief im Unbewußten verdrängt liegen.

Genetisch gesehen, ist für die Überschätzung des sexuellen Wertes extragenitaler Körperteile wieder der Menstruationskomplex verantwortlich zu machen; ebenso ist ihm die mit vollem Erlöschen des normalen sexuellen Verlangens einhergehende Knüpfung der Libido an ungeeignete Objekte zuzuschreiben, wie sie im Fetischismus und in der Homoerotik statthat. Ferenczi sagt z. B. von den Objekthomoerotikern: „Ich kann hier nur Weniges hervorheben: Die Koprophilie und die Riechlust ist bei ihnen tief verdrängt, oft zu Ästhetentum, Vorliebe für Parfums, Kunstenthusiasmus sublimiert. Charakteristisch ist weiter ihre Idiosynkrasie gegen Blut und alles Blutige."[1]

Wir geben nachfolgend in abgekürzter Form wieder, was er zu der frühen Geschichte der Homoerotiker männlichen Geschlechtes sagt:

„Sie waren alle schon sehr frühzeitig sexuell, und zwar heterosexuell aggressiv . . . Ihre Ödipus-Phantasien waren immer normal und gipfelten in sexuell-sadistischen Angriffsplänen gegen die Mutter und grausamen

1) Ferenczi: Zur Nosologie der männlichen Homosexualität. (Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. I, S. 159 f.)

Todeswünschen gegen den störenden Vater. Sie waren alle auch intellektuell frühreif und schufen in ihrem Wissensdrang eine Menge infantiler Sexualtheorien ... Nebst Aggressivität und Intellektualität ist die Konstitution durch ungewöhnlich starke Analerotik und Koprophilie charakterisiert. Sie wurden in frühester Kindheit von einem der Eltern wegen eines heteroerotischen Vergehens ... hart bestraft und mußten bei dieser Gelegenheit ... einen heftigen Wutanfall unterdrücken ... Beim Libidoschub der Pubertät wendet sich die Neigung des Homoerotikers zunächst wieder dem anderen Geschlecht zu; es genügt aber die leiseste Rüge oder Mahnung seitens einer Respektsperson, um die Angst vor den Weibern wieder zu erwecken, worauf dann unmittelbar oder nach kurzer Latenz die endgültige Flucht vom weiblichen zum eigenen Geschlecht stattfindet."[1]

Diese Feststellung Ferenczis scheint die Theorie vom phylogenetischen Ursprung der Gesellschaftsbildung auf homosexueller Grundlage zu rechtfertigen. Einzig nicht ganz klar ist, was in diesem Zusammenhange die von Freud nachdrücklich erwähnte Tatsache bedeutet, daß ein Verweis von seiten der Mutter als ursächlicher Faktor der Homosexualität häufig auftrete. Wir mögen uns hier an das Bild der *Kali* erinnern und werden berechtigt sein, zu behaupten, daß — phylogenetisch betrachtet — die älteste Drohung als von der Frau selbst kommend empfunden wurde, und zwar gerade zu der Zeit der Menstruation, da sie am weiblichsten war. Vielleicht beruht in diesem Sinne die Idiosynkrasie der Homoerotiker gegen das Blut und alle blutigen Gegenstände auf einer phylogenetischen Erfahrung. Die Tatsache der tief verdrängten Riechlust der Objekthomoerotiker sichert die Annahme eines solchen Zusammenhangs, besonders wenn man sie im Lichte der Phänomene betrachtet, die ich in meiner Schrift: „Psychological Reactions to Olfactory Stimuli" besprochen habe, wo ich die Verdrängung der Riechlust dem Umstand zuschreibe, daß der Sexualgeruch, der von der Frau ausgeht, für den Mann eine Anziehungskraft darstellte, die in ihm nach Einführung der gesellschaftlichen Institution des Inzestverbotes die stärksten Konflikte hervorrief.

Das Menstruationstabu

Zum Schluß müssen wir uns noch fragen, wieso die Tabus, die Menstruation und Niederkunft betreffen, sich so hartnäckig trotz aller Fortschritte der Erziehung in den vergangenen Jahrhunderten erhalten haben.

1) Ferenczi, l. c.

Ich glaube, daß das darin seine Ursache findet, daß die Kinder von Anfang an unter dem Einfluß der Tabus der Frau stehen und dadurch notwendigerweise den Einschränkungen von seiten der Mutter unterworfen werden, sodaß die Tabus sich in ihnen geradezu vom Beginn ihrer Existenz an befestigten.

Wie Freud gezeigt hat,[1] ist der Ursprung des Schuldgefühls auf ein Tabu zurückzuführen. Die strenge Gültigkeit des Tabu mag teilweise aus Furcht vor den Konsequenzen entstanden sein, die seine Verletzung nach sich ziehen mußte (obwohl der letzte Ursprung des Inzestverbotes ungewiß ist und nur sehr unbestimmt gemutmaßt werden kann). Die Inzestsünde war mit einem ungeheuren Schuldgefühl verbunden, — aber mehr als das, — schon der bloße Gedanke einer Verletzung des Inzestverbotes, den doch jeder Mann haben mußte, scheint eine so gewaltige Angst zur Folge gehabt zu haben, daß der Mann sich von ihr nur dadurch befreien konnte, daß er sie auf das schwächere Geschlecht verschob, das aus physiologischen Gründen für ihn eine so schwere Versuchung bedeutete. Dies bedarf einiger Erläuterungen. Zu diesem Zweck muß ich auch auf die bisher unerklärte Tatsache verweisen, daß, während die Frau ihre der tierischen Brunst analoge Periodizität, die doch ohne Zweifel — wie noch heute bei den Tieren — einmal beiden Geschlechtern zukam, beibehalten hat, der Mann eine bestimmte Periode der „Brunst" an sich aber nicht mehr erfährt.

Es mag auf den ersten Blick scheinen, als ob unsere primitiven Vorfahren uns durch ihr Bestreben, sich selbst von dem Schuldgefühl zu befreien, das ihnen aus den Versuchungen, das Tabu zu verletzen, entstanden war, einen sehr zweifelhaften Segen hinterlassen haben. Denn eben dieses Bestreben, den Qualen des Schuldgefühles zu entrinnen, indem man es auf das weibliche Geschlecht verschiebt, mag einerseits den ersten Anlaß gegeben haben zur Entstehung jener subtilen Triebabwehren der Zwangsneurotiker, die in der Analyse so schwer zu verstehen sind, während anderseits die gleiche Reaktion in späterer Zeit die Quelle des höheren Gewissens gewesen sein könnte, das den Mann zwang, seinen Narzißmus zu erkennen. Auf jeden Fall scheint sich diese Vorstellung unserer Kenntnis einzufügen, daß im Charakter der Zwangsneurotiker der Zug der peinlichen Gewissenhaftigkeit hervortritt als ein Reaktionssymptom gegen die im Unbewußten lauernde Versuchung und daß bei Steigerung des Krankseins die höchsten Grade von Schuldbewußtsein von ihnen entwickelt werden.[2] Dieses Vermächtnis der

1) Freud: Totem und Tabu.
2) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X, S. 86.)

Primitiven, das bei den Zwangsneurotikern wieder manifest wird, kommt mit unseren höheren Ichidealen in Konflikt, der sich infolgedessen möglicherweise bei den Europäern sogar noch vergrößert hat. Diese Erscheinung hängt auch damit zusammen, daß die Frauen im Laufe der Entwicklung in der sozialen Achtung stiegen, so daß die Schuld, die der Mann seinerzeit auf das weibliche Geschlecht verschoben hatte, nun zu ihm in Form eines Schuldbewußtseins der Frau gegenüber wieder zurückkehrt. Der Grund hiefür liegt allerdings noch völlig im Dunkeln.

Die Angst des Primitven, die sich, wie Freud gezeigt hat, aus der durch die Verdrängung umgewandelten Libido gebildet hat, wird nun leichter verständlich. Das Motiv für die Verdrängung jenes Wunsches, das Tabu zu verletzen, liegt in der Todesfurcht,[1] während die Verschiebung der Schuld auf die Frau ihren Grund in dem Schmerz hat, der der Furcht entsprang, die das Ich des Primitiven zu ertragen unfähig war. So setzte der Primitive die Frau herab, deren visuelle und geruchliche Reize seine Furcht geweckt hatten.

Freud gelangt zu dem Verständnis dieser Dinge durch einen Vergleich des Tabus mit den Zwangshemmungen des Neurotikers und faßt sie wie folgt zusammen:

„Das Tabu ist ein uraltes Verbot, von außen (von einer Autorität) aufgedrängt und gegen die stärksten Gelüste der Menschen gerichtet. Die Lust, es zu übertreten, besteht in deren Unbewußtem fort; die Menschen, die dem Tabu gehorchen, haben eine ambivalente Einstellung gegen das vom Tabu Betroffene. Die dem Tabu zugeschriebene Zauberkraft führt sich auf die Fähigkeit zurück, die Menschen in Versuchung zu führen; sie benimmt sich wie eine Ansteckung, weil das Beispiel ansteckend ist, und weil sich das verbotene Gelüste im Unbewußten auf anderes verschiebt. Die Sühne der Übertretung des Tabu durch einen Verzicht erweist, daß der Befolgung des Tabu ein Verzicht zugrunde liegt."[2]

An anderer Stelle finden wir die folgenden Ausführungen:

„Wir werden also eher die psychologischen Bedingungen für das Tabu zu bestätigen suchen, welche wir für die Zwangsneurose kennengelernt

1) Oder auch in Furcht vor Krankheit. Wir wissen aus Analysen, daß eine solche Angst oft die Angst deckt, geschwängert zu werden. In unserem Falle könnte man in dieser Angst eine Wiederkehr des verdrängten Wunsches sehen, die Frau zu schwängern, weiters die Angst vor der Ansteckung, mit der bei der Frau vermuteten Krankheit, also letzen Endes wieder Todesfurcht.

2) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X, S. 46.)

haben. Wie gelangten wir bei der Neurose zur Kenntnis dieser psychologischen Momente? Durch das analytische Studium der Symptome, vor allem der Zwangshandlungen, der Abwehrmaßregeln und Zwangsgebote. Wir fanden an ihnen die besten Anzeichen für ihre Abstammung von ambivalenten Regungen oder Tendenzen, wobei sie entweder gleichzeitig dem Wunsche, wie dem Gegenwunsche entsprechen oder vorwiegend im Dienste der einen von den beiden entgegengesetzten Tendenzen stehen. Wenn es nun gelänge, auch an den Tabuvorschriften die Ambivalenz, das Walten entgegengesetzter Tendenzen aufzuzeigen, oder unter ihnen einige aufzufinden, die, nach der Art von Zwangshandlungen, beiden Strömungen gleichzeitigen Ausdruck geben, so wäre die psychologische Übereinstimmung zwischen dem Tabu und der Zwangsneurose im nahezu wichtigsten Stücke gesichert."[1]

Am Menstruationstabu kann man den Anteil beider ambivalenter Regungen deutlicher erkennen, als bei irgendwelchem anderen Tabumaterial, das Gegenstand psychoanalytischer Untersuchungen geworden ist. Wir wollen dies noch an Hand von einigen weiteren kurzen Anführungen aus der einschlägigen Literatur verfolgen. Es wird dabei klar werden, wie viel im heutigen Verhalten der Männer gegenüber den Frauen in den gleichen psychischen Erscheinungen wurzelt, auf Grund deren die Frauen ursprünglich während ihrer Periode tabu wurden.

„Bei den Surinam-Negern muß die Frau während der Dauer ihrer Periode in der Einsamkeit leben; es ist für Mann und Weib gleicherweise gefährlich, sich ihr zu nähern. Wenn sich ihr jemand nähert, so ruft sie angstvoll: ‚*Mi Kay! Mi Kay!* Ich bin unrein!'"[2]

Hier erblicken wir die Wirkung des Inzesttabus. Die Frau hat schon gelernt, die Hauptquelle ihrer Anziehungskraft zu fürchten, selbst zu glauben, daß ihr Übel und Gefahr für die Gemeinschaft entspringt; sie nimmt das Gesetz und die Oberherrschaft des Mannes an, sodaß, was vorher ihr stärkster Reiz war, nun ihre Schande wurde.

Beachten wir, was Frazer dazu sagt. Er faßt seine Ansichten wie folgt zusammen: „Der Zweck dieser Abschließung der Frau während der Menstruation ist die Neutralisation der gefährlichen Einflüsse, die, wie man annimmt, von ihr ausgehen. Man glaubt vom Mädchen, es sei im Besitz einer mächtigen Kraft, die, wenn sie nicht gefesselt wird, zur Folge hat, daß nicht nur das Mädchen selbst, sondern auch alle Personen, mit denen es in Be-

1) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X, S. 46 f.)
2) H. Ellis, op. cit. S. 284.

rührung kommt, dem Untergang anheim fallen. Diese Kraft zum Heil aller zu bändigen, ist der Zweck des in Frage stehenden Tabus."[1]

Wir können dies mit dem vergleichen, was Freud über die Tabuverbote sagt: Es scheint, „als ob die Verbote notwendig wären, weil gewissen Personen und Dingen eine gefährliche Kraft zu eigen ist, die sich durch Berührung mit dem so beladenen Objekt überträgt, fast wie eine Ansteckung . . . Diese Kraft haftet nun an allen Personen, die etwas Besonderes sind, wie Könige, Priester, Neugeborene, und allen Ausnahmszuständen, wie den körperlichen der Menstruation, der Pubertät, der Geburt . . .[2]

Der Hauptzweck des Tabus scheint nun der Schutz des Individuums und der Gemeinschaft vor ihren eigenen primitiven Begierden zu sein, deren Befriedigung nicht im Interesse der Gemeinschaft liegt.

Die Tatsache, daß alle tabuierten Gegenstände gleichzeitig heilig und unrein sind, wird verständlich, wenn wir bedenken, daß die jetzt abstoßenden Objekte stets früher in der einen oder anderen Weise anziehend gewesen sind. Eine Triebversagung verwandelt die Anziehung in Abstoßung. Die Frau während der Menstruation ist für den Primitiven gleicherweise unrein und unheilbringend wie heilig und gesegnet. Sie ist dem Manne zu eben der Zeit versagt, in der sie früher so anziehend gewesen ist, daß die Männer sich gegenseitig in einem Ausmaße bekämpft und vernichtet haben, das für die Gemeinschaft allmählich unerträglich wurde. Daher schuf die primitive Gesellschaft Gesetze zum Schutze der Individuen voreinander, Gesetze, die das Faustrecht als alleinigen Schutz des Besitzes beseitigten und dem Stamme Macht über den Einzelnen gaben. Infolge der besonderen Stärke des Sexualtriebes wurden diese Gesetze aller Wahrscheinlichkeit nach immer und immer wieder verletzt, was stets die unerbittliche Vollstreckung der primitiven Gesetze nach sich zog, nämlich das damals einzig mögliche Schreckmittel, die Tötung. Man muß daran denken, daß einmal die Menschen noch Brunstperioden hatten, in denen ihr Sexualtrieb so stark war, daß jede vernünftige Triebeinschränkung, die vielleicht sonst schon vorhanden war, hinfällig wurde, indem der Trieb im Nu jeglichen Gedanken an das Gesetz und an seine Konsequenzen über den Haufen warf. Früher stellten die Männer während der Brunstperiode füreinander Feinde dar; nun jedoch wurden die Frauen zur eigentlichen Gefahr. Die Zurückdämmung der männlichen Aggressivität gegen Mann und Frau, der

1) Frazer: The Golden Bough. Kap. IV, S. 28.
2) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X, S. 30 f.)

nun jegliches Ventil verschlossen war, erhöhte das libidinöse Verlangen, sodaß die Gefahr der weiblichen Anziehung noch weit größer wurde als vorher; denn die Perioden der Frau wurden allmählich eine Mahnung an den Tod, sie weckten nur Gefühle der Angst und Schwäche, anstatt alle Aggressivität wieder ins Leben zu rufen und den Mann zum Kampfe mit den Rivalen zu veranlassen, der, hätte er siegreich geendet, alle Begierden neu erweckt hätte.

So wurde das Menstrualblut für den Mann allmählich weit abstoßender als irgend etwas sonst; die Frau, die mit dieser widerwärtigen Erscheinung behaftet war, wurde zum Gegenstand der Angst, des Ekels und des Abscheus, wurde eines der nötigen Übel des Lebens, das für die Zwecke des Mannes gebraucht und mißbraucht wurde. Und er hat, wie wir gerade hier zeigen möchten, die Frau von jeher so angesehen, indem er seinem Haß durch Einschränkungen, die er der Frau auferlegte, Luft machte. Zur selben Zeit jedoch hat er sie infolge seiner Furcht auch zu einem Ideal erhoben, wofür das beste Beispiel die Madonna ist, die unbefleckt empfing. Jetzt wird die ganze Frage der großen Muttergöttinnen verständlicher. Eine Vereinigung mit ihnen wurde fast allgemein für todbringend gehalten.

Die Entstehung der Muttergottheit ist in weitem Ausmaße die Folge der Verschiebung der Angst vom Mann auf die Frau. Infolge seiner Unbefriedigtheit fürchtet der Mann die Vergeltung und so bezaubert die Göttin den sterblichen Mann, befriedigt ihre Begierde, aber vernichtet ihn an Körper und Seele.

Kehren wir zu den Primitiven und zu dem Tabu zurück. Zahlreiche findige Argumente sind vorgebracht worden, um zu zeigen, daß die Unreinheit des Primitiven etwas anderes bedeutet als unsere moderne Vorstellung von Unreinheit, nämlich daß sie mit dem Heiligen und dem Tabu zusammenhängt. In Wahrheit ist der „heilige" Charakter des Tabu (der Begriff der Reinheit) seither weggefallen und hat sich mit unseren Vorstellungen in Verbindung gesetzt. Ursprünglich war die Frau zwischen ihren Perioden rein, jedoch nicht heilig, während ihrer Perioden unrein und heilig, jetzt wird sie für „heilig" gehalten, wenn sie rein ist, d. h. erhaben über alle sexuellen Vorstellungen. Dies findet sich besonders deutlich seit der Erhebung der Madonna in ihre Stellung der Heiligkeit im Christentum. In anderen Religionen, besonders bei den Hindus, sind diese beiden Elemente auf verschiedene Göttinnen aufgespalten; es gibt furchtbare, die versöhnt werden müssen, und solche, die sich dem Madonna-Ideal mehr nähern. Die ersten sind jedoch immer noch Göttinnen und

noch nicht zu Teufeln geworden, die letzteren sind nicht so vollkommen über die menschlichen Leidenschaften erhaben wie die Madonna, und von beiden wird angenommen, daß sie verschiedene Äußerungsformen der einen großen Muttergottheit sind. Die Göttin *Kali* gilt, wie wir gesehen haben, als Göttin der Cholera, der Zerstörung und des Todes. Sie unterscheidet sich trotzdem wenig von der anderen großen Muttergöttin, sie stellt nur in ihrer besonderen Form den übelwollenden Aspekt der Mutter als Verkörperung von Haß und Ekel dar. Sie kennt keinerlei Scham. Sie schreckt den Mann mit ihrer blutigen Vagina, sie kastriert ihn, tritt ihn mit Füßen, demütigt ihn aufs äußerste und schlägt ihn mit Krankheiten. Mit anderen Worten, sie ist das von dem Primitiven so gefürchtete menstruierende Weib. Sie ist auch, wie schon erwähnt, die Beschützerin der Prostituierten; auch diese sind schamlos und verbreiten Krankheiten. Sie ist die Schutzgöttin der Diebe und derer, die das Gesetz übertreten, d. h. derer, die ihre verbrecherischen Neigungen auf Kosten der Gesellschaft befriedigen.

Wie läßt sie sich mit den anderen großen Muttergöttinnen vergleichen?

Wir erinnern uns da an die Mythen von Attis und Cybele, von Adonis und Aphrodite, von Isis und Osiris. Es gibt in der ganzen Welt zahllose solche Mythen, die erzählen, wie ein Sohn, der Inzest beging, mit dem Tode bestraft wird; es ist bemerkenswert, daß das sich meist im Frühling abspielt. Warum der Mann gerade die Kastration durch die Mutter so fürchtet, ist ein Punkt, in dem ich mich nicht festlegen möchte, obgleich wir nachgewiesen haben, daß der primitive Haß gegen die Frau stark genug ist, um eine erbliche Vergeltungsangst zu erklären, während anderseits der männliche Protest der Frau sie dazu veranlaßt haben mag, männlichen Kindern „im Spiel" zu drohen. Es ist sehr wohl bekannt, daß Frauen oft „im Spiel" ihrem Kinde drohen, ihm den Penis abzuschneiden. Tatsächlich werden solche Drohungen als Einschüchterungsmittel gegen die Masturbation häufig angewandt. Die meisten Kinder bekommen irgendeinmal diese Drohung zu hören. Die Erektion des Phallus ähnelt in den Charakteren ihrer psychisch-teleologischen Bedeutung denen der Menstruation, denn der Penis ist selbst ein Tabugegenstand, wie seine Verehrung bei späteren Völkern bezeigt. Der Zustand der Erektion, obwohl primär ein Sinnbild der Macht, ist wahrscheinlich später in einem gewissen Ausmaß für ebenso „unrein" angesehen worden wie das weibliche Organ; da er aber nicht von blutigen Erscheinungen begleitet war, erregte er nicht in demselben Maße Ekel und Widerwillen.

Die in vielen Teilen der Welt verbreiteten Menschenopfer für die Erd-

göttin und das Aussprengen von Menschenblut auf Getreidefeldern, hat sicher eine Beziehung zum Menstrualblut. Denn obgleich das Menstrualblut später eine Abschreckung bedeutete, muß es letztlich doch sogar im Unbewußten des Mannes mit der Schwängerung im Zusammenhang stehen. Die Tatsache, daß die Männer dieser Stämme die Frau so verehrten und fürchteten, daß sie sie gleichzeitig auf der einen Seite in jeder Hinsicht erniedrigten und auf der anderen sie als eine Gottheit verehrten, genügt, um den doppelten Zweck zu zeigen, den diese beiden Opfer aller Wahrscheinlichkeit nach zu erfüllen hatten, nämlich die Erde durch Blut und Fleisch des Opfers fruchtbar zu machen und die Göttin durch Leid und Tod zu besänftigen, weil sonst ihre unbefriedigten Begierden zum Verderben des Mannes würden. Wir wissen, daß in höheren Religionen die Muttergöttin oft den Mann zum Geschlechtsverkehr verführt, einem nur kurz dauernden Glück, da ihm bald der Tod des Mannes, entweder selbst auferlegt oder als Kulthandlung, folgte. Unter einigen Völkern gilt das Inzestverbrechen als Ursache für die Vernichtung der Ernte des laufenden Jahres, während auch schon Unzucht und Ehebruch die Ernte sehr verschlechtern. Geheime Sünde verbittert die Erde. Noch heute bringt man schwere Katastrophen mit Verbrechen dieser Art in Zusammenhang. Die Opferung eines Schweines ist eines der häufigsten Mittel, um eine Katastrophe abzuwenden, die durch ein solches Verbrechen entstehen könnte. Typisch ist ja das ambivalente Verhalten der Menschen dem Schweine gegenüber. Die diesem Tier geltende Verehrung und Angst, die auf der ganzen Erde verbreitet sind, sind in hohem Grade der assoziativen Verbindung mit Schmutz, Unreinheit, Diebstahl zuzuschreiben (früher war das wilde Schwein ein gefährlicher Feind der Felder des Menschen), daher erinnert das Graben mit der Schnauze in der Muttererde an den verbotenen Inzest. Es vereinigt die Tabus von Mann und Frau, denn es ist — ähnlich wie die Frau — unrein und in seinem symbolischen Inzestvergehen schamlos. Die Sünde des Ehebruches und der Unzucht zerstört angeblich die Fruchtbarkeit des Landes; um sie wiederherzustellen, muß ein Schwein geschlachtet und sein Blut der Erde dargebracht werden.[1]

Wir können in den in Frage kommenden Tabuvorschriften den Ausdruck der Furcht des Primitiven vor seinen Trieben sehen, die ihn dazu verführen wollen, Inzest zu begehen, wenn er durch die physiologischen Anzeichen der Bereitschaft der Frau in Versuchung geführt wird; er bemüht sich,

1) Siehe Frazer, Bd. II, „The Golden Bough".

dem dadurch geweckten Schuldgefühl zu entgehen, indem er die Frau als Ursache alles Übels ansieht, denn die Reaktionen auf ihre Menstruation, von der ja ursprünglich die Anziehung und die Versuchung ausgingen, finden ihren Ausdruck in der Umwandlung der Gefühle in Schrecken, Widerwillen, Ekel und Scham.

II

Menstruationstabu und Sexualhemmung

Vorbemerkung

Havelock Ellis stellt die Merkmale der sexuellen Zurückhaltung folgendermaßen zusammen (l. c. S. 80):

„Unter den Merkmalen, die die Zurückhaltung ausmachen, haben wir gefunden: *1)* Die primitive, auch bei Tieren zu beobachtende Ablehnung männlicher sexueller Annäherungen durch das weibliche Wesen, das sich nicht gerade in der Zeit befindet, in der sie die Annäherung des Mannes wünscht; *2)* die Furcht vor aufsteigendem Ekel; diese Furcht ist vorerst der Nachbarschaft von sexuellem Zentrum und Exkretionsorganen zuzuschreiben, deren Produkte auch meist für die Tiere nutzlos und ohne Lustbedeutung sind; *3)* die Furcht vor der magischen Wirkung sexueller Handlungen, und die Zeremonien und rituellen Übungen, die ursprünglich auf diese Furcht gegründet waren und später zu einfachen Sittengesetzen wurden, Zeichen und Hüter der Zurückhaltung; *4)* die Entwicklung von Schmuck und Kleidung, die zu gleicher Zeit die sexuelle Zurückhaltung fördern, die die männliche sexuelle Begierde zurückweist, und die Koketterie begünstigen, die sie wieder lockt und anreizt; *5)* die Auffassung der Frau als Eigentum, die ihrer affektiven Zurückhaltung, die bereits vorher auf natürliche und primitive Tatsachen gegründet war, eine neue und gewichtige Berechtigung verleiht."

Ich meine nun, daß eine Anzahl dieser Faktoren nicht länger mehr haltbar ist in Anbetracht der hier von uns vertretenen Theorien über primäre Faktoren der Triebhemmung, die von Ellis übersehen worden sind. Wir wollen nun aus dem höchst wertvollen Sammelwerk über diesen Gegenstand Auszüge machen und diese analytisch betrachten und kommentieren.[1]

1) Alles, was von besonderer Bedeutung für meine Theorie ist, wurde von mir gesperrt, in einigen Fällen, in denen das Original gesperrt ist, wird dies besonders bemerkt werden. Die Seitenzahlen, die sich auf Havelock Ellis beziehen, gelten,

Zurückhaltung, Widerwillen und Scham

Havelock Ellis definiert das Schamgefühl als eine instinktive Furcht, die zur Verheimlichung anreize, für gewöhnlich in den sexuellen Prozessen ihren Mittelpunkt habe und, obwohl sie beiden Geschlechtern gleicherweise zukomme, doch ausgesprochen feminin sei (S. 1). Er weist auf die enorme Bedeutung der schamhaften Zurückhaltung für die Entstehung der männlichen Leidenschaft hin und führt einige überaus scharfsinnige Beobachtungen Stendhals an: „Der Nutzen des Schamgefühls liegt darin, daß es die Mutter der Liebe ist. Was den Mechanismus dieses Gefühls anlangt, so ist er höchst einfach: Die Seele ist nun von einem Gefühl der Scham erfüllt, anstatt von Begierde und Verlangen. Begierde ist verboten, denn Begierde führt zur Tat" (S. 2).

Diese Definition zeigt meiner Ansicht nach auf Grund unserer Kenntnis des Inzesttabus, daß der Primitive unter dem Antrieb der Furcht vor dem als Strafe für den begangenen Inzest drohenden Tode, das Tabu der Menstruation als Schutz einsetzte gegen seine eigenen Begierden zur Zeit seiner größten Versuchung, während die Frau allmählich in Anbetracht ihrer Unreinheit während der Perioden die Herrschaft des Mannes anerkannte und während dieser Zeit ihres größten sexuellen Verlangens auf sich selbst voller Scham blickte, besonders da die Befriedigung dieser Begierde für den Mann den Tod bedeutete. Die Befriedigung mußte nun zwischen den Menstruationsperioden gefunden werden. Das Gefühl der Scham als Folge des nicht befriedigten Sexualtriebes bei beiden Geschlechtern und des Schuldgefühls beeinflußte allmählich das gesamte psychische Leben der primitiven Gesellschaft. In unseren Kulturkreisen tritt sie nur mehr unter Umständen zutage, die bereits sehr weit von ihrer ursprünglichen Quelle entfernt sind. Ellis führt Madame Celine Renvoy als Autorin einiger sehr treffender Bemerkungen an, obgleich sie seiner Meinung nach falsche Schlüsse zieht, indem sie primäre Tatsachen durch Rückführung auf sekundäre Faktoren erklären will, die sich in Wahrheit erst während der Dauer der Entwicklung aus jenen gebildet haben. Sie schreibt: „Der Lauf der menschlichen

---

wenn nicht anders bemerkt, für Bd. I seiner „Studies in the Psychology of Sex". Bezugnahmen auf andere Werke werden in den Fußnoten angemerkt. — Der Autor ist an der indischen Grenze stationiert, wo ihm eine einschlägige Bibliothek fehlt und die Umstände es ihm nicht gestatten, andere als seine eigenen Bücher mit sich zu führen. Die Leser werden die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, würdigen. In dieser Position sind die Werke Havelock Ellis unschätzbar; hingegen bedauert der Verfasser es sehr, sich nicht auf andere anerkannte Werke beziehen zu können.

Entwicklung hat die Psychologie der Geschlechter ins Gegenteil verkehrt, indem der Frau eine Konsequenz der männlichen Sexualität aufgezwungen wurde. Hier liegt der Ursprung der konventionellen Lügen, die durch eine Art sozialer Suggestion die Frau eingeschüchtert und furchtsam gemacht haben. Sie hat, wie sich endlich herausstellt, den Zwang zur Schamhaftigkeit, den der Mann ihr auferlegt hat, angenommen, die Sittsamkeit, um derentwillen sie gepriesen wird, wird nur durch Sitte und Gewohnheit stets von neuem angeregt und gefördert. Sie bedeutet in Wahrheit einen Frevel an ihrem Geschlecht" (S. 3).

Diese Autorin scheint unter dem Einfluß eines überstarken männlichen Protestes zu arbeiten, wenn sich auch in einigen ihrer Bemerkungen eine scharfe Intuition zeigt. Der letzte Teil des Zitats bestätigt meine Theorie, daß das Schamgefühl auf eine bestimmte primäre Ursache zurückzuführen ist, nämlich auf die Äußerungen des Schreckens, des Widerwillens und des Ekels beim Manne.

Die Sittsamkeit ist also in sehr verschleierter Form eine Nachgiebigkeit jenen Begierden gegenüber, die Inzestverbot und Sitte im Menschen verborgen wissen wollen, eine Nachgiebigkeit, die aber die Angst durchblicken läßt, erstens die Furcht vor den Konsequenzen und zweitens die Ungewißheit, ob das Resultat einer Enthüllung Ekel und Widerwille (mit dahinter verborgener Todesangst) oder eine Wertschätzung sein würde.

„Verlangen und Widerwillen vermengen sich in seltsamer Weise, wenn man, selbst unbefriedigt, die Befriedigung eines anderen mit ansieht. Hier sehen wir den Beginn des altruistischen Stadiums, das zwei Seiten hat: die Furcht, Verlangen im anderen zu erwecken, und die Furcht, Ekel zu erregen; in jedem Falle ist eine Vereinsamung das Ergebnis".[1]

Die Sittsamkeit scheint aus einem Wissen um die Quellen der verbotenen Anziehung zu entstehen, während die Schamhaftigkeit in der Furcht, Ekel zu erregen, ihren Ursprung hat. So sind sie beide, da ihre letzte Ursache schließlich die gleiche ist, aufs innigste miteinander verschmolzen. Gibt es einen Anblick, der mehr verlegen macht, als der einer feinfühligen Frau, die unter den unkontrollierbaren Erschütterungen ihres Unbewußten leidet, da Scham und Sittsamkeit all das zu verdrängen suchen, was im Grunde natürlicher Ausdruck ihrer brennendsten Sehnsucht ist,

1) Crawley: The Mystic Rose. S. 139.

während sie mit der Furcht kämpft, sie könnte Mißfallen oder Abscheu erregen, — und wie herrlich reizvoll kann sie dann plötzlich werden, wenn diese Tabuvorstellung beiseite geschoben wird.

Die Frau muß unter einer schweren Demütigung als Folge des ihr vom Manne auferlegten Menstruationstabus gelitten haben, von der sie sich nie wieder erholt hat, während sie anderseits vielleicht auch aus den magischen Kräften, die man ihrer sexuellen Anziehung zuschrieb, einige Vorteile ziehen konnte, obgleich die meisten Frauen höchst willfährig, auf das Piedestal, auf das sie wegen ihres magischen Einflusses erhoben worden sind, verzichten würden; die normale Frau zeigt bei Gelegenheit sehr klar, daß sie lieber als Frau, denn als Göttin behandelt zu werden wünscht.

Die Sittsamkeit scheint daher mit den magischen und religiösen Attributen dieses Erscheinungsgebietes verknüpft zu sein, während die Scham wohl fast ausschließlich mit dem Moment der Erregung von Abscheu zusammenhängt. Professor Richet[1] unterstützt diese Annahmen desgleichen, wenn er (nach Ellis, S. 47) den Schluß zieht, daß es das Gefährliche und das Nutzlose sei, was Widerwillen errege (im Original gesperrt). Aber diese beiden Faktoren sind wohl im Grunde ein und dasselbe, da im Leben der Primitiven das Nutzlose gefährlich ist, wie der Glaube an die Gefährlichkeit alter Leute beweist, die nicht mehr jagen oder arbeiten können, oder Kranker, die ebenfalls zur Arbeit unfähig sind und die Gesunden gefährden sollen.

Havelock Ellis gibt eine lange Reihe von Zitaten aus verschiedenen Werken an, die auf die Sittsamkeit bei den Primitiven und unter den modernen Völkern Bezug haben. Für uns ist dabei bemerkenswert, daß in nahezu allen diesen Werken eine Bezugnahme auf die Menstruationsperioden der Frau fehlt, da fast das ganze Interesse der modernen Forschung auf die Zusammenhänge von Sittsamkeit und Nacktheit u. dgl. konzentriert ist.

Ziehen wir einige der wenigen Ausführungen in Betracht, in denen dennoch die Menstruation erwähnt wird: „Die Manduricu-Frauen Brasiliens sind vollständig nackt, aber sie vermeiden jede unschickliche Haltung, so daß es ganz unmöglich ist, zu bemerken, wann sie menstruiert sind.“[2]

Diese Bemerkung ist nicht von Bedeutung, da die Frauen stets darauf achten, sich in dieser Zeit keine Blöße zu geben.

Eine Autorin bemerkt hinsichtlich der Menstruation, daß die Masai und andere ostafrikanische Stämme die größte Zurückhaltung beobachten und

1) C. Richet: Les causes du Dégoût. L'homme de l'intelligence.
2) Tocantins, zitiert von Mantegazza. Fisiologia della Donna, cap. 9 (p. 12).

fast mehr als sittsam sind.[1] Diese Bemerkung hat mehr Bezug auf unseren Gegenstand, besonders die Beobachtung, daß sie „mehr als sittsam sind".

Unter etwa hundert Zitaten wird nur in diesen beiden Fällen die Menstruation überhaupt erwähnt. Wüßten wir nicht, daß die ganze Frage der Menstruation auch heute noch tabu ist, wäre diese Tatsache wohl recht verwunderlich. Eine besonders prägnante Bemerkung aus der Feder eines geschulten und klugen Beobachters bestätigt dies. Ellis sagt von diesem Autor (S. 55), er beweise, daß „jedes Gefühl des Widerwillens, das von einer Frau ausgeht, notwendigerweise immer die Gegend ihres Schoßes zum eigentlichen Inhalt hat. Er schließt daraus, daß diese Gegend am meisten tabu ist und daß in diesem Tabu der Ursprung der Sittsamkeit liege". „Die Geschlechtsorgane mußten schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt verhüllt werden, um zu vermeiden, daß die Gefahr, die von ihnen ausströmt, die Umgebung schädige. Die Verhüllung ist ein Mittel, magische Einwirkungen zu verhindern. Die Verhüllung wurde dann einmal eingerichtet, beibehalten und umgeformt.[2]

Die Sitte, das Antlitz zu verhüllen, kann nun nach Dürkheims Feststellungen über den Zweck der Genitalverhüllung als Verschiebung von unten nach oben aufgefaßt werden. Die Singalesen-Frauen glauben, daß sie die Vulva verhüllt halten müssen, damit die Dämonen keinen Verkehr mit ihnen haben können (S. 56). Es besteht also kaum ein Zweifel, daß das Verhüllen im Grunde eine Vorsichtsmaßregel ist, die in Zusammenhang mit dem Tabu entstand, und deren Funktion es war, die von den weiblichen Genitalien ausgehende Inzestversuchung zu verdecken.[3] Später wurde die Verhüllung in verschiedene Zeremonien und Riten und in zahlreiche magisch-religiöse Gebräuche aufgenommen, — so verhüllten die Leute sich beispielsweise, um sich vor dem bösen Blick zu schützen u. dgl. Das Verhüllen entspricht also in seiner eigentlichen Bedeutung einer Vorsichtsmaßregel gegen Gefahr; daß es später auch zur Quelle sexueller Anziehung wurde, können wir in gewissem Sinne der Abschwächung des Tabu zuschreiben, denn hinter der Furcht lag ja immer der verdrängte Wunsch

1) Mrs. Frence-Sheldon: Journal of the Anthropological Institute. 1894, p. 382.

2) Dürkheim: La Prohibition de l'inceste. L'année sociologique 1898, S. 50.

3) Die Frauen, die ihre Genitalien verhüllen, verfolgen damit offenbar einen doppelten Zweck: Einmal wollen sie das Entweichen der dort zentrierten magischen Kräfte verhindern, um sie für sich zu behalten, dann wollen sie aber auch die andern vor dem Übel bewahren, dessen Opfer sie selbst schon geworden sind.

bereit, sich wieder geltend zu machen, sobald die Gefahr nachließ. Diese Bemerkungen beziehen sich bereits allgemein auf die Frage der Kleidung, die wir hier kurz besprechen wollen.

Ellis weist (S. 55) darauf hin, daß auf einer frühen Kulturstufe „die Menstruation als ein Reinigungsprozeß, als ein gefährlicher Ausfluß schlechter Säfte angesehen wurde. Daher nannten die alten Hellenen die Menstruation auch ‚Reinigung'". Mit Hilfe unserer neuen Theorie ist es für uns nicht allzu schwierig zu verstehen, wie es dazu kam. Ellis führt auch das mosaische Gesetz an, das besagt: „Wenn ein Mann ein menstruierendes Weib enthüllt, dann werden sie beide zugrunde gehen." (Leviticus, Kap. XX. V. 18.) Hieraus ist zu ersehen, daß ein Verstoß gegen das Tabu mit den schwersten Strafen geahndet wurde. In den Kastrationsdrohungen der Mütter oder Ammen gegenüber dem mit dem Genitale spielenden Kind ist das gleiche Prinzip noch heute wirksam.

Ellis meint, daß die Sittsamkeit weit eher sozialen als sexuellen Ursprungs sei (S. 36). Ich glaube jedoch zeigen zu können, daß diese beiden Faktoren sich nicht so leicht voneinander trennen lassen. Ich möchte die Sittsamkeit als Reaktion auf den Menstruationskomplex auffassen, der seinerseits aus der Inzestschranke entstanden ist.

Ellis sagt, indem er Prof. Starbook (Psychology of Religion, Kap. XXX) zitiert: „Man kann wohl sagen, daß die volle Entwicklung der Sittsamkeit erst zur Zeit der Pubertät statthat", obwohl er zugibt, daß die Sittsamkeit ein einfaches und primitives affektives Element ist. Ich glaube, daß er im Irrtum ist, wenn er annimmt, daß die sexuelle Zurückweisung, die beispielsweise eine nicht brünstige Hündin einem Hund zuteil werden läßt, psychologisch der menschlichen Sittsamkeit entspricht, deren klassisches Beispiel die Venus von Medici darstellt, die das Becken zurückzieht, mit der einen Hand die Schamgegend und mit der anderen die Brüste schützt. Ellis hält das für äquivalent, denn er meint: „Das wesentliche Moment ist in jedem Falle die Verteidigung der Genitalgegend gegen eine unerwünschte männliche Annäherung" (S. 38). Die Hündin versagt sich allerdings, weil sie sich nicht im Stadium der Rezeptivität befindet. Die primitive Frau hingegen versagt sich genau aus dem gegenteiligen Grunde, denn sie versagt sich gerade im Stadium der Empfänglichkeit, weil sie befürchtet, daß ihre sexuellen Reize den Mann zu Handlungen hinreißen würden, die sie beide der Grausamkeit des Inzestgesetzes ausliefern müßten. Diese Angst ist der Ursprung der Sittsamkeit. Ellis betont selbst an anderer Stelle seiner Studien, daß die Zurückhaltung der Frau im Manne eine Leiden-

schaft auslöst; aber wie sollte das möglich sein, wenn seine ererbten Triebe ihm zeigen müßten, daß die sich versagende Frau sich nicht im Stadium der Empfänglichkeit befand?

Ich stimme also mit Ellis darin überein, daß die sexuelle Sittsamkeit in der sexuellen Periodizität der Frau wurzle (S. 39), nicht aber darin, daß sie „ein unwillkürlicher Ausdruck für die organische Tatsache sei, daß für die Liebe die Zeit nicht da wäre“ (S. 39). Er meint ja in seinen Studien, daß die Brunst der Tiere der Periodizität der Frau entspreche. Er unterstützt seine Meinung, indem er die Frage nach der Koketterie unter den weiblichen Tieren aufwirft, deren die Weibchen sich bedienen, um die Männchen in die größte sexuelle Erregung zu versetzen. Aber irrt er nicht auch hier, wenn er meint, daß Koketterie dasselbe sei wie sittsame Zurückhaltung? Die Koketterie ist viel älter und mächtiger als diese. Wenn er jedoch Koketterie und sittliche Zurückhaltung als gleich ansieht, dann hätte ja die Zurückhaltung während der Perioden eben zu bedeuten, daß gerade jetzt die Zeit gekommen sei! Sie würde für den Mann nicht Versagung, sondern Ermutigung bedeuten. Auch legt die moderne Frau für gewöhnlich außerhalb ihrer Perioden eine weit größere Neigung zur Koketterie an den Tag, als während dieser Zeit; während dieser Zeit neigt sie vielmehr zu Depressionen und schämt sich ihres Zustandes.

Ellis führt die Koketterie auf den Faktor der sexuellen sittlichen Zurückhaltung zurück und führt zahlreiche andere Autoren an, die ähnlicher Ansicht sind. Ich möchte diesen Zusammenhang umkehren. Die sittliche Zurückhaltung hat ein Element der Scham in sich, wohingegen die Koketterie bei den Tieren nichts damit zu tun hat, vielmehr eine Form der Ermutigung durch Versagung und Verzögerung darstellt. Ellis zieht auch Montaignes Meinung über die jungfräuliche Sittsamkeit heran. „Was ist der Zweck dieser jungfräulichen Scham, jener gelassenen Kälte, jenes strengen Verhaltens, wenn das alles in uns nicht den Wunsch nach Eroberung und Unterwerfung stärken sollte?“ (S. 42.) Ellis benutzt hier dasselbe Argument, mit dem er vorher bewies, daß die Zeit nicht gekommen sei, um nun nachzuweisen, daß sie gekommen sei.

Ich möchte betonen, daß für den Psychologen die Frage, ob die Menstruation dem Oestrum oder dem Praeoestrum der Tiere entspreche, nicht bedeutungsvoll ist. Denn auch das Praeoestrum ist für das männliche Tier auf jeden Fall ein Zeichen, daß die Zeit, in der seine Begierden befriedigt

werden sollen, sich nähert, und ein Mittel, seine Erregung aufs höchste zu steigern.[1]

Die Sittlichkeit entsteht also aus Zweifeln darüber, wie der Partner sich verhalten werde; sie wird, worauf zahlreiche Autoren bereits hingewiesen haben, angelegt wie eine Hülle und wieder abgelegt, sobald der Träger merkt, daß der Partner das nicht mißbilligt.

Ellis zitiert in diesem Zusammenhang Chaucers „Wife of Bath's Prologue" (S. 50):

> *„He sayde, an woman cast her shame away*
> *When she cast of her smock."*

Er sagt: „Es ist natürlich unmöglich, aus der Tatsache, daß die Schamgegend des Körpers das Hauptobjekt der Geheimnistuerei ist, die Bedeutung dieses Faktors der Sittlichkeit nachzuweisen." Er fügt hinzu: „Wohl kann man aber sagen, daß der Schamgegend diese Rolle nicht nur deshalb zukommt, weil sie der Sitz der Exkretionsfunktionen ist" (S. 51). Diese bedeutsame Frage verlangt eine Lösung. Es steht fest, daß heute die meisten Menschen die Nachbarschaft von Anus und Vagina als eine Ursache ihrer Sexualhemmungen ansehen, und Traumanalysen zeigen, daß dieser Konflikt allgemein verbreitet ist. Aber das kleine Kind empfindet den Anus jedenfalls nicht als abstoßend, und ich bezweifle, daß die Kinder der Primitiven ihn so empfunden haben.

Es ist anzunehmen, daß gerade das Gegenteil zutreffend ist, und daß der Anus ursprünglich seiner Nachbarschaft zur Vagina wegen ekelerregend wurde; denn der größte Schrecken und Widerwillen des Mannes galt ursprünglich der Menstruation. Derselbe Umstand spielt wohl eine Rolle bei der Verdrängung der Analerotik und der Riechlust beim Manne. Die umgekehrte Ansicht hat möglicherweise ihren Grund im Unbewußten der Autoren. Wenn man den Ekel den Tatsachen entsprechend auf die Vagina bezogen hätte, so hätte das dank der Verdrängung einen schweren Konflikt hervorgerufen. Deshalb wurde der Ursprung des Widerwillens auf die Analgegend bezogen, die eine geringere sexuelle Anziehungskraft hat und damit weniger gefährlich ist.

1) Heape unterscheidet zwischen dem Praeoestrum oder der Periode der Kongestion bei weiblichen Tieren und dem unmittelbar darauffolgenden Oestrum, der Periode des Verlangens. Bei den niederen Tieren findet unter allen Umständen der sexuelle Verkehr nur während des Oestrums statt und nicht während des Praeoestrums. — W. Heape: The Sexual Season of Mammals. Zitiert von H. Ellis, op. cit., Bd. II, S. 26.

Havelock Ellis ist der Meinung, daß „die soziale Angst der Menschen, sie könnten Abscheu erregen, sich auf dieser animalischen Basis entwickelt hat“ (S. 50). Ich persönlich glaube, daß Lombroso und Ferrero, die er in einer Fußnote zitiert, der richtigen Lösung weit näher gekommen sind. Er sagt, daß sie *pudor* von *puderi* herleiten, d. h. von dem Widerwillen, der durch die sich zersetzenden Vaginalsekrete hervorgerufen wird; man muß dabei beachten, daß die Furcht, Ekel zu erregen, bei den Frauen der Primitiven das einzige Motiv der sittlichen Zurückhaltung ist, wie sie auch noch heute unter den Prostituierten die einzige Form der Scham bildet (S. 52). (La Donna Delinquenta, S. 540.) Durgas ruft aus: „Welche Gefahr bringt doch die Aufdeckung der sonst geheimen Begleiterscheinungen der Liebe mit sich! Es drohen Desillusionierung, Widerwille, das Bewußtwerden von physischen Unvollkommenheiten, von Brutalität und Kälte, Entzauberung ästhetischer Erwartungen, eine empfindliche Erschütterung, die wahrgenommen oder nur geahnt werden. Um ohne sittliche Zurückhaltung zu sein, d. h. keine Furcht vor der Feuerprobe der Liebe zu haben, muß man seiner selbst ganz sicher sein . . . Nehmen wir also an, daß die sittliche Zurückhaltung auf ein ästhetisches Unbehagen zurückzuführen sei, auf die Furcht der Frau, nicht zu gefallen, oder nicht schön genug zu erscheinen“ (S. 52). Wir können mit der größten Wahrscheinlichkeit weiterschließen, daß diese Furcht der Frauen, nicht schön genug zu sein, die Folge des Schreckens ist, von dem der Mann befallen wurde, als ihm nach Errichtung des Menstruationstabus das gezeigt wurde, was einst der Hauptreiz der weiblichen Schönheit und Anziehung war, so unbegreiflich uns das auch heute scheinen mag.

Ich beabsichtige nicht, mich hier näher mit der Wandlung des Schönheitsbegriffes und mit der Ausdehnung der Sittsamkeit zu befassen, die mit dieser Wandlung Hand in Hand gegangen ist. Ein solches Unterfangen überschritte die Grenzen dieser Schrift. Ein Hinweis darauf wurde bereits in der ersten dieser Studien gegeben, als die Entwicklung des künstlerischen Ausdrucks gestreift wurde.[1]

Ellis hat beobachtet, daß „die Moden der weiblichen Kleidung den

1) Ich befasse mich hier nur mit den primären Fakten und beschränke mich darauf, genügend Beweise für meine Theorie beizubringen. Um den kritischen Einwand der Einseitigkeit zu verhindern, muß ich feststellen, daß ich wohl weiß, daß der männliche Exhibitionismus in der Hervorbringung der in Frage stehenden Faktoren eine Rolle gespielt hat. Ich hoffe, diese Seite der Frage in einer späteren Veröffentlichung vollständiger behandeln zu können.

doppelten Zweck der Verhüllung und der Anziehung haben, wie übrigens auch zuweilen der Gebrauch von Parfüms". Ebenso verhält es sich mit dem kleinen Schurzfell der primitiven Schönen (S. 59). Die Erhöhung der Anziehung ist in der Tat eine durchaus logische Folge der Furcht, Ekel zu erregen (S. 59). Sollte darin das einzige Motiv für die weibliche Freude am Schmuck liegen, so können wir damit höchstwahrscheinlich auch die Entstehung dieser Freude am Schmuck auf die Schwächung der weiblichen Anziehungskraft und Schönheit zurückführen, die das Menstruationstabu mit sich gebracht hat. So kam es, daß die Frau sich mehr an Schmuck und Zierat freut als der Mann.

Zahlreiche Autoren haben Beweise dafür gesammelt, daß der ursprüngliche Zweck der Kleidung nicht die Verhüllung, sondern der Schmuck des Körpers war; aber dieses Beweismaterial ist nicht sehr belangvoll, wie man leicht erkennen kann, wenn man bedenkt, daß von zehn Autoren, die so viel Material über diesen Gegenstand sammelten, neun einen so bedeutenden Faktor im Leben der Frau, wie die Menstruation, nicht einmal erwähnen. Aber selbst die wenigen, die sie erwähnen, scheinen ungenügend informiert, da man ihnen über dieses Phänomen, das streng tabu war, wahrscheinlich allzuwenig mitgeteilt hat. Sie verweisen auf das Tätowieren der Geschlechtsorgane, auf den Gebrauch von Perlenschmuck u. dgl., weiterhin noch auf die zahlreichen Belege dafür, daß, wenn irgendeine Verhüllung der Genitalien stattfand, sie nur den Zweck hatte, anzuziehen und die Aufmerksamkeit zu wecken und nicht zu verbergen. Ohne Zweifel hatten sie recht, wenn sie annahmen, daß das Schmücken der Genitalien den sexuellen Reiz nur erhöhe. Aber es ist auch zu sagen, daß die Frauen während der Menstruationsperioden oft vollkommen in Kleider eingehüllt und jedem Blick völlig entzogen werden. Da aber die Frauen der Primitiven gerade in dieser Zeit gewöhnlich überhaupt nicht zu sehen sind und sie und ihre Männer von selbst nicht davon sprechen, können wir verstehen, wieso es kam, daß von den Autoren das größere Gewicht auf Schaustellung und Schmuck gelegt wurde, die der Beobachtung leichter zugänglich waren und die die Leute jederzeit stolz zu zeigen und zu besprechen bereit waren. Außerdem ist noch zu sagen, daß in Ländern, in denen sonst Nacktheit ohne Scham ganz allgemein ist, ausnahmsweise getragene Kleider den Körper sicher bedecken und verhüllen und nicht enthüllen sollen.

Ich möchte also annehmen, daß die Kleider möglicherweise ursprünglich getragen wurden, um die Tatsache der Menstruation zu verbergen, und daß gewisse Parfüms demselben Zweck dienten, daß aber, als die

Frauen merkten, daß die Kleider einen Anreiz bildeten, sie zur Zeit, da sie nicht tabu waren, Kleider und Parfüms weitergebrauchten, jetzt aber, um ihr Objekt anzulocken. In frühester Zeit verbargen die Frauen ihre Geschlechtsteile wahrscheinlich soweit als möglich (wie die Primitiven es noch heute tun), dann aber, sobald sie nicht mehr der Menstruation wegen abgeschlossen waren, verfielen sie wohl in das entgegengesetzte Extrem, schmückten ihre Genitalien und benutzten Parfüms, um sich in den Augen ihrer Männer anziehend zu machen. Damit hängt es auch zusammen, daß viele Frauen, die sich nicht scheuen, vor dem Manne nackt zu erscheinen, doch eine außerordentliche Scheu davor haben, sich in Gegenwart von Männern zu entkleiden. Denn wenn die Kleidung einst benutzt wurde, um die unausprechliche Schande der blutigen Genitalien zu verbergen, dann verstehen wir, daß diese Ängstlichkeit der Möglichkeit gilt, vom Manne gesehen zu werden, wenn sie ihre Kleider ablegen, ehe sie sich nach der Abschließung gewaschen haben. Und wenn die Frauen später ihr Möglichstes taten, um sich auf einem primitiven Wege dem stärkeren Geschlecht gefällig zu zeigen, dann mag der Mann im Zurückblicken seine Sympathie auf sie ausgedehnt, im Vorwärtsblicken aber erkannt haben, daß viele der Züge, die ihm an der Frau mißfallen, eben durch ihn selbst der Frau aufgezwungen worden sind.

Wir dürfen nicht übersehen, daß das Entkleidetwerden immer eine Demütigung bedeutet, mag es sich nun um den Schurz und anderen Schmuck der Primitiven, oder um die Kleidung des modernen Europäers handeln. Ellis sagt darüber: „Das war schon so zu Zeiten des Homer; erinnern wir uns doch an Odysseus' Drohung, den Theyester zu entkleiden."

Es ist interessant zu bemerken, daß, wenn immer die Frage der Sittsamkeit und Keuschheit in Verbindung mit der Auffassung diskutiert wird, die Frau sei Eigentum ihres Mannes, d. h. wenn der Gegenstand weit genug von dem gefürchteten Menstruationskomplex abgerückt ist, daß dann einige Autoren, Ellis eingeschlossen, die Sache vollkommen richtig ansehen. Ellis sagt diesbezüglich: „Diese Sittsamkeit ist der Frau so streng auferlegt worden, damit der Mann vor Versuchung bewahrt bleibt" (S. 64), während Hinton, den er zitiert, so weit geht, zu meinen, die körperliche Zurückhaltung sei der Frau vom Manne zum Zweck der Erhaltung seiner eigenen Kraft und Tugend auferlegt worden. Mit diesen Feststellungen stimme ich überein. — Sodann diskutiert Ellis die Sprache in ihrem Zusammenhang mit der Sittlichkeit

und hier werden wir weitere Bestätigungen für den Menstruationskomplex finden.

Wie man aus der frühen realistischen dramatischen Literatur verschiedener Länder ersehen kann, bestand in Europa bis zum 17. Jahrhundert unter dem Volk keine besondere Abneigung gegen eine offene Ausdrucksweise in sexuellen Angelegenheiten. Von dieser Regel findet sich nur eine bemerkenswerte Ausnahme. Es existierte eine solche Abneigung ganz deutlich im Hinblick auf die Menstruation. Es ist nicht schwer zu verstehen, warum eine solche Scheu gerade bei dieser Funktion eingesetzt hat. Wir haben hier nicht nur eine Funktion, die auf nur ein Geschlecht beschränkt ist, und für die eine Bezeichnung sich daher auch leicht nur im Wortschatz dieses Geschlechtes finden mag; sondern, was wichtiger ist, ein Glaube, der schon bei den Römern und überall sonst in der Welt bestand, hat sich auch das ganze Mittelalter hindurch erhalten.[1] Die Bezeichnung „*menses*“ (Monate) ist ein Euphemismus, die meisten alten wissenschaftlichen Bezeichnungen für diese Funktion sind in ähnlicher Weise umschreibend. Was die populäre Ausdrucksweise der Frauen vor dem 18. Jahrhundert angeht, so gibt Schurig darüber weitgehende Auskünfte.[2] Er bemerkt, daß sowohl in den lateinischen wie auch in den germanischen Ländern die Menstruation gewöhnlich mit einem Terminus bezeichnet wurde, der etwa dem Ausdruck „Blumen“ gleichkommt. Die Menstruation ist ja tatsächlich ein Blühen, das die Möglichkeit einer späteren Frucht anzeigt. Die deutschen Bauernfrauen haben dafür die Bezeichnung „Rosenkranz“ (S. 68).

Bezüglich der Erklärung der für „Menstruation“ gebräuchlichen Ausdrücke möchte ich bemerken:

Blumen und Rosenkranz: Diese beiden Bezeichnungen ersetzen die verabscheute Vorstellung durch eine angenehme. Die unangenehm gewordenen Vorstellungen der Periode werden verhüllt, aber die ursprünglichen anziehenden Elemente (Gesichts- und Geruchsreize) verraten sich noch in der Wahl der Ersatzvorstellung (schöne und wohlriechende Blumen); auch das Anzeichen, daß die Möglichkeit der Geburt da sei, wird beibehalten (Blüte!).[3]

---

1) Siehe z. B. Ploß und Bartels: Das Weib. Bd. I, XIV. Auch H. Ellis: Man and Woman. 4. Aufl., Kap. XI.

2) Parthenologia 1729, S. 27ff.

3) Eine bekannte englische Schauspielerin erhielt einst beim Verlassen der Bühne einen Blumenstrauß. Ein bekannter Komiker betrat nun die Szene und sein Erscheinen

Genau denselben Mechanismus kann man in Träumen beobachten, in denen die menstruierende Vagina durch Blumen symbolisiert wird. Ähnliche Symbolik findet sich im Hinduismus, — so *Smaret Prathna, Pushpinin*, wörtlich „als hätte sie die erste Blüte".

Das Erröten

Mit dem Phänomen des Errötens sind Sittsamkeit, Scham, Schüchternheit, Furchtsamkeit und Verwirrung eng verknüpft. Partridge sagt: „Aller Augenschein zeigt, daß der seelische Zustand des Errötenden eine Art Furcht ist. Das Vorhandensein von manifester Angst, von Herzklopfen, Neigung zur Flucht und zum Verstecken, innerer Erschütterung, all dies bestätigt diese Anschauung." Auch Medinaud[1] stellt fest, daß das Erröten stets mit der Furcht in Zusammenhang steht, — daß der Errötende etwas zu verhüllen hat, von dem er fürchtet, es könnte entdeckt werden (S. 62).

Ellis sagt, „man habe nachzuweisen versucht, daß das Erröten der letzte Überrest einer allgemeinen krankhaften sexuellen Reizbarkeit sei, aus der die Scham entsprang" (S. 73). Diese Feststellung stimmt mit meiner eigenen Ansicht überein, und es ist wahrscheinlich, daß das Erröten sich ursprünglich hauptsächlich an den Geschlechtsorganen abgespielt hatte und in engem Zusammenhang mit der Tumeszenz steht.[2]

---

wurde mit großen Ovationen begrüßt, worauf er sagte: „Sie ist mit den Blumen davongegangen, und „*I have come on with the clap*" (*clap* = Applaus, aber auch vulgärer Ausdruck für Gonorrhöe). Man hat mir gesagt, daß dieser Scherz eines der größten Gelächter hervorgerufen hat, die London je gehört hat. Die psychologische Bedeutung dieses Scherzes ist nicht zu übersehen; ganz abgesehen davon, daß eine schöne Frau bloßgestellt worden war, als sähe man ihr die blutige Ausscheidung an, die sie doch zu verbergen bemüht sein würde, und daß ein Mann offen zugab, an einer Geschlechtskrankheit zu leiden, die allgemein gefürchtet und verheimlicht wird, findet sich noch eine tiefere Bedeutung in der Beziehung zwischen der Periode und der Ansteckung, die hier in nahen Zusammenhang zueinander gebracht werden und zu der Tatsache, daß nur ein paar Sekunden zwischen beiden Ereignissen vergangen waren.

1) Pourquoi rougit-on? Revue des deux mondes, Octobre 1893. Zitiert von H. Ellis.

2) Das erste Zeichen des Praeoestrums, das bei den niederen Säugetieren zu bemerken ist, ist Schwellung und gesteigerter Turgor der Vulva, sodann Ruhelosigkeit, Erregbarkeit und Unbehagen. Zahlreiche Affenarten weisen einen Blutandrang im Gesicht und in den Brustwarzen auf, auch in den Hinterbacken, den Oberschenkeln und den benachbarten Körperteilen; zuweilen sind diese in bemerkenswerter Weise angeschwollen. Bei einigen Arten zeigt ein gelegentlich sogar außerordentliches Anschwellen der zarten Gewebe um den Anus und die Vagina das Fortschreiten des Praeoestrums an. Im Uterus folgt während des Praeoestrums einer Proliferation des Stromas rasch eine Proliferation der Gefäße des Stromas. Das Ganze erhält eine

Stanley Hall scheint ebenfalls Ansichten zu haben, die mit meiner Theorie über den Ursprung der Scham übereinstimmen; aber immerhin führt er sie nicht auf das Menstruationstabu zurück. Er wird von Ellis wie folgt zitiert: „Hall scheint anzunehmen, daß das sexuelle Erröten vikariierend für eine genitale Blutüberflutung eintrete, die von der genitalen Sphäre durch eine Furchtregung abgelenkt worden ist, wie auch beispielsweise das Gekicher der Mädchen sehr oft einer Schamregung entspricht; das sexuelle Erröten wäre somit die Auswirkung einer archaischen Sexualfurcht; daß das Erröten ein Lustelement enthält, entspricht dem Umstand, daß es ein Abkömmling der sexuellen Reizbarkeit ist.[1]

Ellis zitiert eine Stelle aus einem Brief, den er erhielt: „Glauben Sie nicht, daß das schamhafte Erröten letzten Endes wirklich ebenso wie die Erektion nicht im Grunde ein vasomotorischer Entspannungseffekt ist? Das Unbehagen des Errötens entsteht, wenn diese vasomotorische Reaktion unter Umständen wahrgenommen wird, die im Augenblick als unpassend empfunden werden. Wahrscheinlich entsteht dann Furcht, Mißfallen zu erregen, wenn man seine unangebrachte Erregung merkte. Bekannt ist das Erröten junger Mädchen, wenn sie mit Komplimenten überhäuft werden. Dieses Erröten scheint von einem Lustgefühl begleitet zu sein, das nicht in Furcht oder Widerwillen umschlägt, sondern als reizvoll empfunden wird. Wenn es doch unbehaglich wird, so drücken das die Frauen meistens aus: „das sieht ja so aus, als könnte ich mich nicht beherrschen." Wird solche Selbstbeherrschung überflüssig, so hört die Angst auf, so daß sich dem vasomotorischen Effekt ein weiteres Gebiet eröffnet und eine allgemeinere Durchblutung entsteht infolge einer Anregung der spinalen sexuellen Zentren. So scheint ein solches Erröten ein sexuelles Äquivalent zu sein, das andere sexuelle Erscheinungen verhindern kann, sowohl indem es vor ihnen warnt

---

stärkere Blutzufuhr, die Oberfläche ist gerötet und in hohem Maße gefäßreich. Der Prozeß schreitet vor, bis das ganze innere Stroma gespannt und stark injiziert ist. — Die Menstruation der Frau ist in allen wesentlichen Punkten mit der des Affen identisch.

W. Heape: The Sexual Season of Mammals, wie zitiert von H. Ellis, op. cit. III, S. 26. Ellis sagt: „Diese Beschreibung zeigt ganz klar den fundamentalen vaskulären Charakter des Prozesses, den ich Tumeszenz genannt habe. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß die nervösen Elemente im Menschen in diesem Prozeß mehr in Erscheinung treten und diese primitiven Äußerungen mehr oder weniger verwischen. (Von mir gesperrt, da die Bemerkung für die hier vorgetragenen Theorien von Bedeutung ist.) Ellis bezieht sich noch auf Heapes Feststellung, daß bei den Tieren, die menstruiert sind, der Koitus immer nach der Menstruation statthat.

1) Stanley Hall: „A Study of fears." American Journal of Psychology 1897.

und Angst erzeugt, als auch indem es selbst ein bequemes Ventil für die vasomotorische Erregung bildet. Wenn die Beziehungen der Beteiligten eine ungezwungene ist, wie zum Beispiel in der Ehe, dann findet sich das Erröten nicht so oft, noch ist es immer eine Folge von Angst (S. 74).

Hingegen schreibt Ellis: „Die Bedeutung des Errötens und der dahinter verborgenen Affektstörung als Zeichen der Schamhaftigkeit erweist sich an der Tatsache, daß es möglich ist, durch Beschwichtigung der Affektstörung das Gefühl der Scham zu unterbinden. Mit anderen Worten, wir haben es hier mit einer Angst zu tun, und zwar in weitem Ausmaß mit Sexualangst, die verborgen bleiben möchte und die Aufmerksamkeit der anderen fürchtet. Diese Angst verschwindet natürlich, sogar wenn ihre augenscheinliche Ursache bestehen bleibt, sobald es offenbar wird, daß kein Grund für Angst vorhanden ist" (S. 75).

In diesem Kapitel über das Erröten, in dem weder von Ellis noch von einem der zahlreichen zitierten Autoren der Menstruation Erwähnung getan worden ist, gelangen dennoch sowohl Ellis als auch manche der anderen Autoren zu Schlüssen, die den meinen weitgehend entsprechen. Ich halte das für eine bedeutsame Tatsache und meine, daß die Autoren zu ganz korrekten Schlußfolgerungen gelangen, solange es sich nicht um die Menstruation handelt, bei der das Tabu, das auf der ganzen Menschheit ruht, auch die Verfasser hemmt, so daß sie, wenn im untersuchten Material eine Verbindung mit der Menstruation auftaucht, oftmals der Wahrheit völlig blind gegenüberstehen.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß der Menstruationskomplex an der Wurzel von Zwang und Zweifel liegt, die in der menschlichen Natur und in pathologischen Formen in der Zwangsneurose ganz alltäglich sind. Oft habe ich bemerkt, daß viele Menschen, wenn man mit ihnen auf Dinge zu sprechen kommt, die die Menstruation betreffen, Zwang und Zweifel produzieren, und dies kann nirgends besser beobachtet werden als bei den persönlichen Hemmungen des Autors jenes unschätzbaren Sammelwerkes, dem ich das Material für die vorliegende Arbeit verdanke. Der Verfasser wendet sich, wenn er sich den zentralen Faktoren genähert hat, immer wieder von ihnen ab und leugnet ihre primäre Bedeutung. Wie nahe kommt er z. B. im Folgenden der korrekten Lösung: „Ein anderer Faktor der Sittsamkeit, der im primitiven Seelenleben zu hoher Entwicklung gelangt, ist das rituelle Element, vor allem die Vorstellung von der zeremoniellen Unreinheit, die der Furcht vor den übernatürlichen Einflüssen entspricht, die, wie man annimmt, von den sexuellen Organen und Funktionen ausgehen. In ge-

wissem Grade mag es auf die Elemente, die hier schon erwähnt wurden, zurückzuführen sein." (S. 54.) Und weiter: „Durch diese geheimnisvolle Furcht wurden Verstöße gegen das Ritual notwendig; obgleich sie ernsterer Natur sind als Verstöße gegen sexuelle Zurückhaltung oder gegen die Furcht, Widerwillen zu erregen, so verdichten sich doch alle diese Elemente, verstärken einander und sind nur schwer auseinanderzuhalten."

Die Verfolgung der Frau durch den Mann

Jetzt ist es vielleicht möglich, ein wenig besser zu verstehen, warum der Mann die Frau verfolgt. Der Mann fürchtete seine primitiven Impulse der Frau gegenüber; er errichtete Tabus, um sich vor ihnen zu schützen, er mußte sich gerade während der Menstruationsperioden das sexuelle Objekt vorenthalten. Auf dem Wege über das Inzesttabu entstand die wahre Brüderschaft der Männer; das Menstruationstabu ist eine der Ursachen jener Gegensätzlichkeit der Geschlechter, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Darin sehen wir die Richtigkeit von Freuds Vermutung, daß die Gesellschaft auf homosexuellen Bindungen basiert sei, während die Heterosexualität ursprünglich auf eine Desintegration der Gesellschaft hinzielt.

Wir hoffen, nunmehr die Behauptung gerechtfertigt zu haben, daß der primitive Menstruationskomplex eine reiche Quelle der Ambivalenz des Mannes darstellt.

Jedoch kann der intensive Haß, der gelegentlich gegen die Frauen an den Tag tritt, auf diesem Wege nicht ganz erklärt werden. Ich muß auf verschiedene, noch unerwähnte Gedankengänge zu sprechen kommen, die meine Theorien angehen. Ich muß mir dabei immer wieder die Frage vorlegen, ob ein erörterter Faktor für sich allein ausreichend sei, um die Intensität der Reaktion zu erklären. Ist er es, dann ist in ihm die Hauptursache gefunden; ist er es nicht, so muß man tiefer suchen. Im Falle des Hasses gegen die Frauen sind die ausschlaggebenden Faktoren nicht schwer zu finden. Der Ermordung des Urvaters folgte ohne Zweifel eine lange Periode, in der ein heftiger Kampf der Männer um den Besitz der Frauen tobte. So war zwar ihrer Aggressivität ein Ventil dauernd geöffnet, aber das Leben wurde unerträglich. So wurde das Gesetz „Du sollst nicht töten" begründet, mit dem gleichzeitig auch das Inzesttabu entstand, das ohne jenes nicht denkbar wäre. So konnten sich die Haßtendenzen des Mannes am bisherigen Objekt nicht mehr befriedigen. „Eva"

war der unschuldige Anlaß gewesen, und schließlich wandte sich der Haß gegen sie. Wir dürfen annehmen, daß die Hemmung der aggressiven Impulse von einem Anwachsen der Sexualtriebe begleitet wurde, die aber wiederum durch das Inzesttabu, später durch den daraus entstehenden Menstruationskomplex gehemmt wurden. Wir können eine Bestätigung dafür darin finden, daß die Verfolgung für gewöhnlich unter mehrminder ähnlichen Umständen stattfindet, so wie etwa während des verschärften Zölibats im Dienste des religiösen Idealismus, während der auf einen Krieg folgenden Friedenszeiten, während der Vorherrschaft des Feindes in einem eroberten Lande, dessen religiöse Vorstellungen von den landesüblichen abweichen. Anderseits zeigt die ganze Geschichte der Zivilisation, daß das Sexualverlangen, das nicht mehr auf Brunstperioden beschränkt ist, stetig wächst und daß die Notwendigkeit, es zu stillen, unter den Zivilisierten viel größer zu sein scheint als unter den Primitiven. Hier machen sich ökonomische Faktoren geltend. Die intensiven Energien, die ursprünglich nur während der Zeit der Brunstperioden frei wurden, äußern sich nun unausgesetzt während des ganzen Lebens. Die Liebe verlangt fortgesetzt ihren Tribut: Lust, eine periodische Explosion, gefolgt von Perioden der Inaktivität. Hinter allem Tabu liegen Versuchung, Feindseligkeit und Todeswunsch gegen die geliebte Person verborgen.

In Zeiten religiöser Zölibate ist an Frauen oft schreiendstes Unrecht verübt worden, z. B. bei den Hexenverfolgungen in Europa. Hierin spiegelt sich die Rückkehr des Verdrängten weit stärker als in allen anderen Beispielen für meine Theorie. Keiner war bei der Verfolgung der Frau als der Quelle allen Übels gewalttätiger als die Priester, ob heidnisch oder christlich. Wieviel unschuldiges Leben hat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Kirche vernichtet! Sie lehrte, daß Barmherzigkeit einer Hexe gegenüber eine Beleidigung des Allmächtigen sei.[1] „Kirchliche Tribunale verdammten Tausende zum Tode und zahllose Bischöfe wandten ihren ganzen Einfluß auf, um die Zahl der Opfer noch zu vergrößern. Wenn ein Volk von einer Art Massenneurose befallen ist, wie es die europäischen Völker zur Zeit der Hexenverfolgungen waren, dann finden wir oft, daß es vor einer vorgestellten äußeren Gefahr zittert, die der Projektion jener inneren Gefahr entspricht, die auf das Opfer verschoben worden ist, an dem nun die grausamen Impulse befriedigt werden, deren Psychogenese mit dem Menstruationskomplex in ganz enger Verbindung steht.

1) Lecky: The Rise and Influence of Rationalism in Europe. Magic and Witchcraft. S. 6/7.

Auf diese Weise ist der Einfluß des Heidentums auf die christlichen Taten im Römischen Reich mit Leichtigkeit erkennbar. Damals herrschte die schreckliche Vorstellung von einer ewigen Strafe in ihrer materialistischsten Form. Sie ist das natürliche Resultat der Rückkehr des Verdrängten, wenn man annimmt, daß eine der primitivsten Quellen der Grausamkeit im Menstruations- und Inzestkomplex zu suchen ist, durch den das frühere Paradies des Menschen zu seiner Hölle und die größte Anziehungskraft der Frau zu ihrer größten Scham und Erniedrigung geworden ist. Die Christen glauben, daß aller derer, die ihrer Kirche angehören, ewiger Friede wartet, und daß alle Außenstehenden zu ewigen Qualen verurteilt seien. Eine interessante Rückkehr des Verdrängten sehen wir in der Prophezeiung des Enoch. Man nahm damals an, daß die Welt voll von Geistern sei; einige Engel, die sich vor der Sintflut mit den Töchtern der Menschen verbunden und sie gelehrt hatten, Wolle zu färben, und — eine noch größere Schandtat — sich die Gesichter zu bemalen (worin wir eine Verschiebung von unten nach oben erblicken), waren zu ewigem Leiden verurteilt worden. Alle bösen Geister „versuchen nun, auf jede Weise die Pläne des Allmächtigen zu durchkreuzen, und ihre besondere Freude ist es, die Verehrung, die allein ihm gebührt, auf sich abzulenken“.[1]

Alle, sogar die alleredelsten heidnischen Gottheiten, wurden von den Christen als unzweifelhaft „teuflisch“ angesehen. Die Verlegung der eigenen libidinösen Regungen des Mannes in die Frau zeigt sich auch deutlich in dem Glauben, daß die Hexen Teufel geheiratet hätten, was übrigens eine der gewöhnlichsten Anklagen auf den Hexentribunalen war; sogar noch in späteren Tagen sagte man, daß sie fleischlichen Verkehr mit dem Teufel hätten.[2] Das Phänomen des Nachtmahr (Alpdrücken) war, wie schon der Name sagt, mit diesem Glauben verknüpft. Frauen, die ein eingeschränktes Geschlechtsleben führten, glaubten, daß sie, wenn sie vom Alpdrücken heimgesucht worden waren, den Besuch des Teufels empfangen hätten. Die Griechen schrieben den Alpdruck einem Dämon namens Ephialtes zu.

Die mittelalterlichen Christen glaubten sich von allen Arten von bösen Geistern verfolgt. Diese waren aber nicht so schrecklich, wie wir vielleicht heute glauben könnten; konnten sie doch durch das Zeichen des Kreuzes, durch einige Tropfen Weihwasser oder durch den Namen der Maria aus-

1) Von mir gesperrt.
2) H. Ellis, op. cit. Bd. I, S. 87.

getrieben werden. Man sieht, wie die Regression der Massenneurose die Menschen ihren primitiven Vorfahren wieder angenähert hat.[1] In ganz Europa und Amerika wurden die Hexenverfolgungen[2] bis in das achtzehnte Jahrhundert mit größtem Eifer und mit unbegreiflicher Grausamkeit durchgeführt.[3]

Das angebliche Verbrechen der Hexen, nämlich fleischlicher Verkehr mit dem Teufel, und seine Bestrafung unter der Begründung, daß es eine Beleidigung des Allmächtigen sei, stellt einen seelischen Inhalt dar, der in der ganzen Menschheitsgeschichte seine Rolle spielt und bei den Neurotikern in überspitzter Form auftritt. Es handelt sich um den Wunsch des Mannes, der im Ödipusmythos dargestellt ist, den Vater zu töten und geschlechtliche Beziehungen zur Mutter zu haben, um die archaischeste Sünde, die später unter dem Einfluß der Religion als gegen Gott, gegen das projizierte Vaterideal, gerichtet empfunden wurde. Der Einfluß des religiösen Idealismus übertönte alle alten verdrängten Feindschaftsgefühle gegen den nunmehr bewußt idealisierten Vater, so daß diese nur in einer Hinwendung auf die Frau Befriedigung finden konnten.

Der Teufel

Der Teufel ist eine verdichtete Figur und stellt sowohl den gehaßten Vater als auch den Sohn dar. Der Sohn schiebt in seiner Phantasie seine schuldhaften Begierden den (im Unbewußten) gehaßten Eltern, besonders aber der Mutter zu. Wenn er glauben kann, daß sie gegen den Allmächtigen gesündigt habe, so wird er selbst von seiner Inzestschuld befreit, indem er sie auf die unschuldige Mutter verschiebt. Das wird dadurch erleichtert, daß die Mutter, die dem Vater erlaubte, sich ihr zu nähern,

1) Sigm. Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X.)

2) Lecky hat Statistiken darüber mit der größten Einsicht zusammengestellt und kommentiert. Er hat einen so überwältigenden Beweis erbracht, der die psychoanalytischen Gesichtspunkte in einer Weise stützt, daß sie keiner weiteren Erläuterung mehr bedürfen.

3) Jede christliche Glaubensgemeinschaft hat irgendwann eine andere verfolgt. So verfolgte die englische Regierung beispielsweise auf Anstiftung der schottischen Bischöfe und unter Zustimmung der Englischen Kirche die Presbyterianer in Schottland. Man riß ihnen die Ohren ab, verbrannte sie mit heißen Eisen, zerquetschte ihnen die Finger in Daumenschrauben, man zerbrach ihnen die Knochen, Frauen wurden öffentlich durch die Straßen gegeißelt usw. Ähnliche Barbareien können anderen Regierungen nachgewiesen werden, und unaufhörlich verfolgten die christlichen Sekten einander.

dem Sohne aber nicht, in dessen Unbewußtem schon deswegen keineswegs als wirklich unschuldig galt. Der Teufel, der mit der Mutter Sexualverkehr hat, ist auch ein verdrängtes Vaterideal und hilft vieles im Verhalten des Sohnes als Rückkehr des Verdrängten verständlich zu machen. In der Phantasie ahmt er die sexuelle Aggression seines früheren Vaterideals nach, in der Realität handelt er grausam nach außen hin. Wie ist das zu erklären? Seine homosexuellen Tendenzen gestatten ihm nicht, seine Aggressivität gegen den Vater zu wenden, und zwar aus zwei Gründen: Erstens der verschobenen Liebe zu seiner Mutter wegen, denn er würde damit sein primäres Mutterideal töten, und zweitens der Furcht vor der Gesellschaft wegen, die ursprünglich aus dem Gesetz: „Du sollst keinen Mann töten" entstand. In der Verfolgung der Frau aber finden seine grausamen Impulse, die teilweise durch die Erinnerung an den Menstruationskomplex verstärkt sind, dessen Inhalt zwar verdrängt wurde, dessen Wirkung aber fortbesteht, offenen Ausdruck.

Daß der Mann als Resultat einer Gefühlshemmung der Frau gegenüber homosexuelle Tendenzen entwickelte, muß doch in großem Ausmaß dem Menstruationskomplex zuzuschreiben sein.

Auch der Primitive sieht die Frau als mächtige Hexe an und glaubt, daß sie zur Zeit der Menstruation Beziehungen zur Geisterwelt unterhält. Die frühere unbewußte Quelle dafür mag der Periode der Urhorde angehören.

Das Opfer

Hiebei ist noch ein anderer Faktor zu beachten. Mit diesem seelischen Mechanismus vermied der Mann Konflikte mit dem Vater; überdies besänftigte er ihn durch Opfer. Die spanische Inquisition und die Hexenverfolgungen haben durchaus die Natur eines Opfers gehabt. Ich möchte das an Hand eines Traumes eines Mannes erläutern: *„Der Vater (der schon tot ist) kommt, seinen Sohn zu besuchen; er bringt ihm als Geschenk zwei gebratene Seelen mit. Er gibt sie dem Sohn jedoch nicht, sondern setzt sich nieder und ißt sie mit ihm auf."* Hier findet sich in einem Traume eine Art Kommunion, in der Vater und Sohn sich in die Inkorporation des mütterlichen Leibes teilen. Die beiden gebackenen Seelen stellen die Mutter und die Schwester des Träumenden dar. (Die Mutter war schon tot, und der Träumende wünscht unbewußt, daß seine Schwester es auch sei.) So kehrt der gefürchtete und abgeschiedene Vater mit den Seelen der abgeschiedenen Mutter (und Schwester) zurück, nachdem er

sie getötet und gebacken hat. Dies zeigt, wie der Sohn seine auf die Mutter gerichtete sadistisch gefärbte, unbewußte Aggressivität dem gehaßten Vater zuschiebt und sich so von der Last seines Schuldgefühls befreit. Die sadistische Sexualauffassung stammte aus einer frühen Urszene und hatte sich anläßlich des Anblicks einer Vagina reaktiviert; seine natürliche Aggressivität war in Grausamkeit gewandelt (Regression auf die sadistische Stufe), während die Liebe zur Mutter auf den vormals gehaßten Vater übertragen wurde.

Was für Konsequenzen hätte eine solche Entwicklung in einem überaus religiösen Zeitalter gehabt, wenn eine solche Persönlichkeit in einem Hang zum Idealismus sich dem Leben im Zölibat hingegeben hätte? Die Antwort darauf vermittelt eine genaue Lektüre des ersten Kapitels von Leckys „The History of the Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe".

Wenn ein Mann unserer Tage in die entsprechende seelische Situation gelangt, dann ist, wie wir wissen, eine ernste Neurose die nahezu unvermeidliche Folge.

Leben und Tod

Ich möchte nunmehr einen Traum in drei Fragmenten hier wiedergeben, der ein verdrängtes Kindheitstrauma klar durchschauen läßt, indem der Träumer einen Teil seiner längst für begraben gehaltenen Vergangenheit wieder belebt.

Erstes Fragment. „*Der Träumende ging, um eine bekannte alte Prostituierte aufzusuchen, mit der Absicht, mit ihr zu verkehren. Er wußte, daß sie hübsch und sauber war, obgleich ihre Vagina trocken und sie selbst nicht sehr anziehend war. Als sie sich jedoch ihm hingab, war ihm der Anblick ihrer Genitalien ekelerregend und widerwärtig und dabei unbegreiflich aufregend.*"

Zweites Fragment. „*Der Träumer traf einen Mann mit einem roten Hut, der eine Frau für ihn finden sollte, und er führte ihn mit sich an einen Ort, wo eine Anzahl junger, sauberer und anziehender Mädchen sich unter Aufsicht einer alten Frau befand. Er wollte ihre Klitoris küssen, hatte aber Angst vor Ansteckung. Er wählte eine, die auf einer Felsenplatte stand. Er legte seine Hand zwischen ihre Beine und war erfreut, zu finden, daß sie regelmäßig gebildet und erregt war. Das war für ihn ein Zeichen der Liebe und beruhigte seine Angst. Da merkte er aber, daß sie leicht blutete, weil sie gerade ihre Periode hatte.*" Hier brach die Erinnerung des Traumes unmittelbar ab.

Drittes Fragment. *„Der Träumer ging mit einer anziehenden Frau in Schwarz spazieren. Sie sagte, die Landschaft (man war mitten in den Bergen) sei sehr schön. Er fand das nicht, denn er hatte die Gegend schon einmal gesehen und sie gefiel ihm ganz und gar nicht. Die auffallend großen, länglichen, roten Lehmflecken fand er sehr häßlich. Sie aber lenkte seine Aufmerksamkeit auf eine schöne Stelle mit bunten Blumen in der Mitte eines Tales. Er blickte auf sie und wurde alsbald bewußtlos. Als er wieder zu sich kam, fand er, daß er mit einem Arm an der Spitze einer Klippe hing, die Frau lag auf dem Weg über ihm. Er bat sie, sich nicht zu bewegen, denn sie würde, wenn sie es täte, unweigerlich herabfallen und tot sein. Wenn er sich aber nur von der Klippe erheben könnte, dann würde alles gut sein und er zu ihr Beziehungen unterhalten können."*

Es ist hier nicht möglich, eine vollständige Analyse dieses Traumes zu geben. Der Patient hat in seiner Kindheit unter Ohnmachtsanfällen gelitten. Dieser Traum stellt nun die ausschlaggebenden Erlebnisse seiner Kindheit dar. Das erste Fragment bezieht sich auf seine Mutter und auf seine Großmutter, zu denen er verdrängte Inzestneigungen hatte, und der zufällige Anblick der Vagina der einen von beiden hatte den ersten Ohnmachtsanfall ausgelöst. Er versichert wiederholt, was für ein abstoßender Anblick es gewesen sei und was für ein stechender Geruch davon ausgegangen sei.

Das zweite Fragment betrifft seine um vier Jahre ältere Schwester. Als er vier Jahre alt war und ein kleiner Bruder geboren wurde, war die Schwester beim Anblick einer Schüssel mit Blut, die aus dem Schlafzimmer der Mutter getragen wurde, ohnmächtig geworden. Diesen Vorfall ahmte der jüngere Bruder in seinen Anfällen nach; bald danach versuchte die Schwester, mit ihm Vater und Mutter zu spielen; dabei verletzte er sich am Penis; überdies erschreckte ihn der Anblick ihrer Vagina um so mehr, als ihm die Schwester auch drohte, sie werde ihm den Penis abschneiden, wenn er nicht täte, was sie verlangte. An diesem Traumteil ist bemerkenswert, daß alle Erinnerung mit dem Anblick der blutenden Vagina aufhört.

Das dritte Fragment reproduziert eine wirklich durchgemachte Ohnmacht. Mutter und Schwester sind in dem Traum enthalten. Die Schwester hatte ihm ihre Vagina gezeigt und ihm gesagt, sie sei viel schöner als sein Penis. Auf Grund dieser Erfahrungen an der Schwester hat er sich dann Vorstellungen über die Genitalien der Mutter gemacht. Der Ort mitten in den Bergen ist die Vagina, die er für häßlich und sie für schön hielt. Die

Berge sind auch die Brüste der Mutter. Die Stelle mit den Blumen in der Mitte des Tales bedeutet die Ideal-Vagina, während die großen roten Flecken die geöffneten weiblichen Genitalien darstellen, wie er sie in Wirklichkeit gesehen hatte; er hatte sie damals als unangenehm empfunden und wollte diesen Anblick nicht wieder haben. Beim realen Anblick der Vagina hatte er ja die Handlungsweise seiner Schwester bei der Geburt des Brüderchens nachgeahmt und zum erstenmal das Bewußtsein verloren. In allen drei Fragmenten finden wir die gegensätzlichen Vorstellungen von Sauberkeit und Schmutz, von Anziehung und Abstoßung. Im zweiten Fragment erscheint der Mann mit dem roten Hut = der Vater, sowie die alte Frau = die Großmutter oder Mutter, die seine Begierde erregt und dadurch hemmende Kräfte geschwächt hatten. Sie konnten jedoch nicht völlig beseitigt werden, weil das Tabu doch zu stark war. Daß die Frau im Traum sich auf einer höher gelegenen Felsplatte befindet, bedeutet, daß sie auf Grund des Inzesttabus für ihn unerreichbar ist. Als der Träumende dennoch versucht, das Tabu zu überwinden, sieht er sich dem Schrecken der Menstruation gegenüber.

Im dritten Fragment ist die Frau schwarz gekleidet und anziehend und verbindet so Vorstellung des Todes mit der sexuellen Anziehung. Das bedeutet dasselbe wie der Gegensatz des schönen und des häßlichen Ortes, nämlich die Verlegung des Begriffes des „Schönen" von den Genitalien zur Brust und zum Antlitz. Die Berge stellen die Brüste dar, während die schönen Seen, die dort waren, die Augen symbolisieren. Die Blumen stehen symbolisch für die Vagina und sind ein sehr volkstümliches Bild für die Menstruation.

Die Vagina übt auf den Träumenden eine verhängnisvolle Anziehungskraft aus: Er blickt nach ihr und verliert das Bewußtsein. Dann sieht er sich dem Tod gegenüber, indem er mit einer Hand an der Spitze einer Klippe hängt, während seine Mutter in Schwarz, die auch den Tod darstellt, auf einem nahen, sicheren Weg liegt. Er bittet sie, sich nicht zu rühren, sonst würde sie herabfallen. Hier sehen wir den Kampf mit der Begierde und deren Verschiebung auf die Mutter. Eigentlich ist gemeint: Beweg dich nicht oder ich werde getötet! Und dann ist da noch jene Bemerkung, daß er, wenn er sich zur Klippe erheben, also das Inzesttabu überwinden kann, mit ihr Beziehungen haben wird. Aber auch sie ist auf der Klippe über ihm unerreichbar, und er hat nicht die Kraft, sich zu ihr hinaufzuziehen.

Haß und Zwangsneurose

Ich komme nunmehr zu der Vermutung, daß viele der Erscheinungen, die der Analerotik zugerechnet werden, einer regressiven Verschiebung der genitalen Erotik entsprechen; der Umstand, daß wir nichts vom Menstruationskomplex wußten, hat zur Folge gehabt, daß wir viele Erscheinungen als primär anal aufgefaßt haben, die in Wirklichkeit durch eine Regression von der schon erreichten genitalen Stufe auf die anale zustande gekommen sind. Es scheint mir z. B., daß wir in der Frage der Psychogenese des Hasses manches werden neu sehen lernen müssen, ebenso in der des Sadismus und in noch manchen anderen bedeutungsvollen Fragen.

Sicher liegt eine der bedeutungsvollsten Quellen von Zwang und Zweifel in diesem Konflikt zwischen sexueller Begierde und hindernder Todesfurcht, entsprechend der psychischen Situation des Sohnes der Urhorde vor dem Vatermord, die seit dem Erscheinen von Freuds „Totem und Tabu" klassisch geworden ist. Jones meint, daß irgendein ererbter Zusammenhang bestehen müsse zwischen dem Haß und der Analerotik, der in der Zwangsneurose besonders deutlich werde.[1] Wir hoffen, daß unsere Überlegungen auch die Existenz dieses ererbten Zusammenhanges deutlich machen kann.

Jones macht die interessante Beobachtung, daß wir „niemals eine Person hassen, die nicht in irgendeiner Weise, oft ganz unauffällig, stärker ist als wir oder uns doch in irgendeiner Hinsicht in ihrer Macht hat".[2]

Es scheint, als habe sich der Haß in erster Linie gegen den Urvater entwickelt, der den Sohn von der Mutter und den anderen Frauen der Horde trennte. Aber die Mutter war auch für den Sohn die große Versucherin, die in ihm den Wunsch hochkommen ließ, den Vater zu ermorden, damit er seine Inzestneigungen befriedigen könne. Später jedoch wandelten die abschreckenden und an das Tabu gemahnenden Menstruationen die Einstellung zur Mutter in einen intensiven Haß, während der Sohn unter einem unbewußten Schuldgefühl leidet und sich vielleicht nach seiner alten Sicherheit zurücksehnt.

Die erste Beziehung zum Vater war die der Rivalität, aber die Angst vor dem als Strafe drohenden, nahezu gewissen Tode, war vermutlich noch

1) Jones: Haß und Analerotik in der Zwangsneurose. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, I, 1913, S. 427.

2) Von mir gesperrt.

nicht vorhanden. Sie entstand erst mit der Einrichtung des Inzestgesetzes. Mit ihr treten andere Faktoren, hauptsächlich Furcht und Schuld, ins Spiel, und wandeln den Haß aus der ursprünglichen Äußerung der sexuellen Rivalität zu einem hochentwickelten Gebilde mit komplizierter Psychogenese.

Jones[1] meint, daß der Haß sich zuerst gegen die Imago der späteren Liebesobjekte entwickelt, so daß die Liebesfähigkeit schon bei ihrem Ursprung „gehemmt oder vernichtet wird". Wenn das richtig ist, dann werden meines Erachtens die Probleme immer schwieriger. Aber wir wollen unsere Hypothese weiter verfolgen, ohne uns unbedingt auf sie in allen Details festzulegen. Wenn also diese Feststellung richtig ist, dann glaube ich, werden wir annehmen müssen, daß der Haß gegen die Mutter sich als Resultat des Inzestverlangens des Sohnes entwickelte, und zwar vor dem Tode des Urvaters, wenn die Mutter möglicherweise den Sohn, bei Eintritt einer späteren Schwangerschaft, vernachlässigte und verachtete, so daß dieser seine früheren Leidenschaften zum Teil aufgeben und die nötige Energie entwickeln mußte, um selbst in kurzer Zeit Vater einer Horde zu werden. (Dies ist kaum mehr als Hypothese, aber das Studium der Verhaltungsweise der weiblichen Tiere ihren Jungen gegenüber stützt sie einigermaßen.)

Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, daß noch ursprünglicher der Haß sich gegen den Urvater richtete, der versagend zwischen den Mann und seine Begierden trat. Wir dürfen nicht übersehen, daß der Sohn sich gegen den Vater mit Erfolg auflehnt, während beide gegen die Tabus der frühen Gesellschaftsordnung verstoßen.

Die Intensität dieses Hasses ist von sehr großer Bedeutung und für die Schwere des späteren Kastrationskomplexes ausschlaggebend. Jones meint, daß der Zusammenhang mit der Analerotik zu erklären vermag, warum die Zwangsneurose bei Männern viel häufiger auftritt als bei Frauen. Ich kann ihm hierin nicht mehr beistimmen, weil ich finde, daß der genitale Kastrations- und Menstruationskomplex von weit größerer Bedeutsamkeit ist als die Analerotik, und daß diese Komplexe erst die Regression auf die anale Stufe hervorriefen. Mit der Annahme, daß der Haß primär in Verbindung mit der Analerotik entstand, gingen wir wohl fehl. Diese Annahme hätte nicht mehr Recht, als daß die Vagina ekelerregend sei, weil sie dem Anus benachbart ist, während meiner Ansicht nach, gerade das Umgekehrte richtig ist. Es fehlt jeder Beweis dafür, daß der Haß zuerst in Verbindung

1) Jones, op. cit. S. 428.

mit der Analerotik entstand, aber ich glaube, daß das Menstrualtabu uns Beweis genug dafür ist, daß der Anblick der menstruierenden Frau den Mann mit Angst, mit Schrecken und Ekel erfüllte. An dieser Theorie dürfen wir so lange festhalten, bis sie jemand widerlegt.

Der Verfasser will in keiner Weise die Analerotik etwa als irrelevant hinstellen, besonders von ihrer Bedeutung, für die Erziehung und die Charakterbildung ist er überzeugt. Wir wollen nur unsere Werteinschätzung der Analerotik um ein weniges korrigieren. Sie wird erst nach einer Regression von der bereits erreichten genitalen Stufe bedeutungsvoll. Es ist offensichtlich, daß Erlebnisse während der analen Phase in der Kindheit eine Fixierung setzen und so eine nachmalige Regression aus Kastrationsangst erleichtern können.

Ein Hoffnungsstrahl

Ferenczi[1] sagt: „Es ist in der Tat erstaunlich, wie sehr den heutigen Männern die Neigung und die Fähigkeit zur gegenseitigen Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit abhanden gekommen ist. Statt dessen herrscht unter Männern ausgesprochene Schroffheit, Widerstand und Streitsucht." Er faßt diese Symptome als Zeichen der allgemeinen Verdrängungsneigung gegenüber homosexuellen Regungen auf. Wollen wir solche Tatbestände verstehen, so müssen wir, obgleich das Kind in seiner Entwicklung auch die psychische Phylogenie der Menschheit wiederholt, uns von dem Bilde des einzelnen heutigen Neurotikers losmachen und zu unserem Studium der Massenneurose eines ganzen Volkes zurückkehren, denn das Individuum gibt mit allen seinen Regressionen kein vollständiges Bild der phylogenetischen Vergangenheit. Zahlreiche, für die Phylogenie belangreiche Symptome mit rezessivem Charakter, wie eben der Menstruationskomplex, können als offenkundige aktive Faktoren in Individualneurosen bereits verschwunden sein und nur außergewöhnlich als sehr starke konfliktlose Tendenzen zurückbleiben. Ich möchte daher annehmen, daß die von Ferenczi hervorgehobene Kulturerscheinung auch teilweise der Abnahme der Furcht des Mannes vor der Frau zuzuschreiben ist, die mit einer allmählichen Rückkehr seiner früheren Aggressivität zusammengeht. Sollte diese Annahme, so anfechtbar sie in mancher Hinsicht sein mag, richtig sein, dann dürfen wir eine Phase erwarten, in der die Zuneigung

1) Ferenczi: Zur Nosologie der männlichen Homosexualität. („Bausteine zur Psychoanalyse." Internationaler Psychoanalytischer Verlag.)

zwischen den Männern in noch höherem Maße abnehmen und ihre Verhaltungsweise beiden Geschlechtern gegenüber noch weniger ambivalent sein wird. Wir sollten dieses Stadium begrüßen, denn es bedeutet eine natürliche Remission einer auf der ganzen Welt verbreiteten Neurose der Menschheit (nämlich der Menstruationsangst), vielleicht den Anfang des größten Fortschritts, den die Menschheit jemals gemacht hat, die erste wahre Frucht der vereinigten Wirksamkeit der modernen Wissenschaften. Das wäre aufs innigste zu wünschen und die Tatsachen, die zu diesen Anschauungen führten, scheinen eine solche hoffnungsvolle Prognose zu gestatten. Allerdings bin ich nicht optimistisch genug, um zu glauben, daß ein solcher Wechsel sich sehr schnell vollziehen wird. Es wird dem Mann nur nützen, wenn er ein wenig von seiner verdrängten Feindseligkeit vom weiblichen Geschlecht auf sein eigenes wird hinübergleiten können. Ich glaube nicht, daß wir dabei nachteilige Folgen zu befürchten hätten, da es sich ja nicht um eine Regression, sondern um die Lösung einer unserer schwersten Hemmungen handelte. Würde eine solche Verstärkung der Aggressivität mit einer Überwindung der so tief verwurzelten Furcht- und Haßgefühle, mit einer Herabminderung der Grausamkeit bei gleichzeitig wachsender Unabhängigkeit einhergehen, dann können wir auf das Nahen einer wahren Freundschaft zwischen den Geschlechtern hoffen, die auf gegenseitigem Verständnis und nicht auf Furcht gegründet sein wird.

Die Annahme einer möglichen Selbstheilung einer Neurose ist nicht unwahrscheinlich. Ebenso wie die Natur jeweils eine Immunität gegen Infektionskrankheiten herstellt, so wird sie in der Sphäre des Psychischen auch die Neurose allmählich überwinden, wenn diese ihren Zweck erfüllt hat; natürlich könnte auch der Zweck der Neurosen sein, den Menschen zu vernichten, um den Weg für eine höher entwickelte Art frei zu machen, aber ich bin nicht dieser pessimistischen Ansicht. Die psychoanalytische Auffassung der „Sublimierung“ zeigt den Weg, auf dem eine Weiterentwicklung möglich ist. So wichtig aber die Sublimierung auch sein mag, ebenso wichtig ist auch die Aufhebung jener Schranken, die uns die freie Verfügung über unsere Triebenergien und damit auch die Möglichkeit noch weitergehender Sublimierungen rauben.

„Die Anerkennung der Umwelt, d. h. die Bejahung auch der Unlust, ist aber nur möglich, wenn vorerst die Abwehr der unlustbringenden Objekte und deren Verneinung aufgegeben wird und deren Reize ‚dem Ich‘ einverleibt, zu inneren Antrieben umgewandelt werden. Die Macht, die diese

Umwandlung verwirklicht, ist der bei der Triebentmischung freiwerdende Eros."[1]

Wer weiß, welche Möglichkeiten sich dem Menschengeschlecht eröffnen werden, wenn es gelernt haben wird, inneres Leid zu ertragen, Illusionen beiseite zu tun und für die Wahrheit den Blick zu öffnen?

1) Ferenczi: Das Problem der Unlustbejahung. („Bausteine zur Psychoanalyse", Bd. I, S. 99. Internationaler Psychoanalytischer Verlag.)

Über Faszination

Von

Siegfried Bernfeld

Berlin

Der Begriff der Identifikation erweist sich der fortschreitenden psychoanalytischen Forschung als äußerst wichtig und fruchtbar, zugleich aber auch als reichlich ungeklärt.[1] Insbesondere die Anfänge der Identifikation sind noch nicht endgültig verstanden. Freud sieht in der Identifikation eine primitive Form der Objektbeziehung, eine Art Zwischenstadium zwischen primärem Narzißmus und eigentlicher Objektbesetzung. Andrerseits aber ist Identifikation eine Ichveränderung, und es ist fraglich, inwieweit jene frühe Säuglingszeit, der die ersten Objektbesetzungen angehören, ein Ich besitzt, von dessen Veränderung im eigentlichen Sinn des Wortes gesprochen werden kann. Dieser — gewiß nicht unlösbare — Widerspruch ist eines der Anzeichen dafür, daß die Bildung des Begriffs Identifikation noch nicht abgeschlossen ist. Im folgenden möchte ich versuchen, zur Klärung der Tatsache und des Begriffs Identifikation beizutragen, indem ich einigen wenig beachteten Verhaltungsweisen der frühesten Kindheit Aufmerksamkeit widme, die sich als verwandt mit den eindeutig als Identifikation bekannten Ichveränderungen erweisen.

Der Mechanismus der Identifikation ist von Freud an Kinderspielen aus dem zweiten Lebensjahr geschildert worden.[2] Unzweifelhaft ist dieser Vor-

---

1) Die Literatur findet sich bei Fenichel: Die Identifizierung. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse XII, 1926. Außerdem Müller-Braunschweig: Beiträge zur Metapsychologie. Imago XII, 1926; Schneider: Identifikation. Imago XII, 1926; Simmel: Doktorspiel. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse XII, 1926; Sachs: Gemeinsame Tagträume. Imago-Bücher V, 1925.

2) Jenseits des Lustprinzips. (Ges. Schriften, Bd. VI.)

gang von entscheidender Bedeutung nicht allein für die Psychologie des Kinderspiels und jedes Spiels, sondern für das geistige Wachsen und Sichentwickeln der kleinen, für das Lernen der größeren Kinder. Voraussetzung solcher Identifizierung ist: *a)* eine libidinöse Bindung an ein Objekt; *b)* der Verlust dieses Objektes; *c)* ein Ich, das bereit und fähig ist, eine Änderung im Sinne der Angleichung an das verlorene Objekt unter dem Druck der libidinösen Es-Anforderungen vorzunehmen. Alle drei Bedingungen treffen offenbar für das Kind im zweiten Lebensjahr zu. Frühere Identifikationen sind bisher nicht beschrieben worden; doch müssen wir wohl annehmen, daß sie vorhanden sind oder die Vorstadien aufdecken, aus denen die volle Identifikation erwächst.

Die Identifikation ist vom Es aus gesehen: Folgsamkeit des Ich gegenüber dem Es; von den Objekten aus gesehen: Imitation; das Ich verändert sich, dem Es folgsam, indem es das Ebenbild des Objektes wird. Beachten wir zunächst die Beziehung zu den Objekten, und suchen wir die Fälle, in denen im Säuglingsalter Imitation zu finden ist, schalten wir dabei zunächst alle Erwägungen über psychische Struktur des Säuglings und über Imitationsabsicht aus, so ergeben sich folgende drei Typen von objektiv imitativen Handlungen.

Fall *(1)*: Die Mutter lächelt — das Kind lächelt wieder.

Fall *(2)*: Die Mutter erzeugt etwa durch Klappern mit dem Eßbesteck ein Geräusch — das Kind ergreift gleichfalls einen Gegenstand und lärmt mit ihm.

Diese beiden „Imitationen" sind gewiß nicht gleichartig. Ihr Resultat ist jedoch die Herstellung eines Ebenbildes. Im Falle *(2)* erzeugt das Kind den Lärm selbst und nochmals, den vor ihm die Mutter verursachte; im Fall *(1)* verändert es seine Mimik objektiv ebenbildlich. Gewiß ist der Fall *(1)* keine Nachahmung im üblichen Wortsinn; und auch Fall *(2)* muß nicht als „Nachahmung" aufgefaßt werden, sondern ist Wiederholung oder sogar nur aktive Fortsetzung der Hörlust. Aber die Relation zwischen Vorbild und Resultat der Handlung des Kindes ist objektiv die der Imitation, der ebenbildlichen Wiederholung.

Dieser Tatbestand der objektiven Imitation trifft auch für den Fall *(3)* zu, obzwar ihm noch viel weniger als den beiden anderen irgendein kompliziertes Erleben entsprechen kann.

Fall *(3)*: Die Kerzenflamme, vor den Augen des Kindes bewegt, veranlaßt ein Mitgehen von Augen und Kopf, die die Bewegungslinie des Objektes ebenbildlich wiederholen.

In diesen drei typischen Fällen liegt ein Verhalten vor, das, ihnen gemeinsam, zu objektiver Imitation führt und sich darin von dem sonstigen Verhalten des Säuglings unterscheidet. Dessen vorherrschendes Verhalten zu Objekten ist bekanntlich nicht solche Imitation, sondern Begehren, das zu oraler Einverleibung führt oder doch diese intendiert. Jedes vom Kind gesehene Objekt wirkt als Störungsreiz, der aus der Welt geschafft wird, indem ihn das Kind oral beseitigt *(S)*.[1] Dies ist die regelmäßige Tendenz aller optisch ausgelösten Handlungen. Es gibt hiervon bloß zwei Ausnahmen: *a)* die drei Fälle imitativen Verhaltens; *b)* bei einigen Objekten tritt Angst, Abwehr, Flucht ein. Die optische Wahrnehmung vermittelt Signale für Zuwendungs- = Bemächtigungshandlungen oder für Abwehr- = Fluchthandlungen. Erst gegen Ende des ersten Lebensjahres, oder auch erst später, sehen wir optisch ausgelöste Handlungen, die weder der oralen Bemächtigung, noch der Abwehr dienen, sondern die zur Kategorie der Zärtlichkeitshandlungen oder zu den eigentlichen Nachahmungen gehören; schließlich jene mannigfaltigen Tätigkeiten, die man Spiele nennt. Hingegen reichen jene drei Imitationsfälle bis an die Anfänge des Seelenlebens zurück; *(3)* bis in die ersten Tage, *(1)* und *(2)* in die ersten Lebenswochen.

Die Zärtlichkeitshandlungen lassen sich als modifizierte Bemächtigungshandlungen erweisen *(S)*; die Spiele dienen der Lust-, Triebökonomie, in ihnen ist die Identifikation bereits entscheidend wirksam. Die eigentlichen Nachahmungen dürften mit Identifikation nur nebenbei oder indirekt verknüpft sein. So wenn das Kind Kleider putzen, Stuben fegen u. dgl. „nachahmt"; wenn es das Spielzeug des Anderen haben will, wenn es Schaffner spielt oder „Briefe schreibt".[2]

Die Analyse solcher Vorgänge zeigt, daß sie kaum durch eine Identifikation konstituiert sind, sondern Lusthandlungen darstellen. Alle eigentlichen Nachahmungen sind Handlungen, die dem Motiv „Ich auch" und „Noch" entspringen.[3] Womit die Sonderstellung der drei Imitationsfälle deutlich genug herausgearbeitet sein mag, um ihnen Beachtung zu erzwingen.

Was können wir zu ihrem Verständnis beitragen? Der Fall *(3)* tritt offenbar ein, wenn das Kind zu einer Bemächtigung noch nicht fähig ist. Statt der noch nicht möglichen oralen Bemächtigung sehen wir eine, sozu-

---

1) Mit *(S)* verweise ich auf meine: Psychologie des Säuglings. Springer, Wien 1925.

2) Viele typische Beispiele bei Guillaume: L'imitation chez l'enfant. Paris 1925.

3) Die nähere Begründung für diese und ähnliche Behauptungen kann in diesem Aufsatz nicht gegeben werden; er ist ein kleines Bruchstück einer größeren Untersuchung, auf deren späteres Erscheinen ich verweisen muß.

sagen reine, aber auch hartnäckig festhaltende Zuwendung. Ist das Objekt bewegt, so wird das Zuwenden zum Folgen. Die Ähnlichkeit zwischen Körper- und Gegenstandsbewegung ist zufällig. Entscheidend ist die „Folgsamkeit", die als aufmerksames Schauen oder als starres Folgen sich äußern mag. Der Säugling ist in seinen ersten Lebenswochen sozusagen „ästhetisch" eingestellt, er „will" noch nichts von jenen Bildern, die er später als Welt begehren wird, sondern betrachtet sie, vertieft sich in sie, „folgt" ihnen — soweit sie bei ihm nicht Angst erwecken, und soweit er überhaupt „sieht"; jedenfalls vollzieht er eine gewisse libidinöse Besetzung einer Anzahl von Bildern, die noch nicht Gegenstände und nicht Objekte sind, ehe er sie begehren und ehe er sie lieben kann. Ich habe versucht, auf die Tatsache des späten Einsetzens der Bemächtigung in ihrer allgemeinen Bedeutung für den Aufbau der Wahrnehmungswelt hinzuweisen *(S)*. Hier interessiert uns, daß die komplizierten Vorgänge der ästhetischen Einfühlung des Erwachsenen auf dieses Urstadium „Vor der Bemächtigung" sich zurückführen. Sie sind gebunden an die Unterdrückung der Bemächtigung. Die Vertiefung in einen Außenweltgegenstand, die ästhetische, „uninteressierte" Haltung wird auch im späteren Leben nur dann eintreten, wenn die Bemächtigungswünsche unterdrückt sind, so wie sie bei Fall *(3)* zwar nicht unterdrückt, aber noch nicht vorhanden waren. Was für die Einfühlung speziell gilt, sagt auch für alle Identifikationsvorgänge etwas, freilich sehr Allgemeines: wenn die Bemächtigung gestört ist, kann Identifikation eintreten. Verlust des Objektes ist gewiß a u c h Störung der Bemächtigung. Und ein Teil der Identifikation besteht in der Anwendung dieses primären Mechanismus: Gegenstände, die durch Handlungen — motorisch — nicht (noch nicht — nicht mehr) erreichbar sind, werden vermittels intensivierter psychischer Tätigkeit — innerlich — festgehalten.

Fall *(2)* ist wohl ebensowenig eine Identifikation, wie *(3)*. Es wäre kaum gerechtfertigt zu sagen, das Lärm wiederholende Kind identifiziere sich mit der Mutter oder gar mit dem Lärminstrument. Einfacher ist die Deutung, die ebenbildliche Wiederholung sei ein Festhalten des lustvollen Geräusches. Sie ermöglicht dem Kind das „Noch", auch wenn die Mutter nicht weiter Lärmquelle sein will. Aber auch wenn wir Fall *(2)* ohne Identifikation denken können, enthält er objektiv einige jener Bedingungen und Resultate, die Identifikation ausmachen. Das lustvolle Geräusch bum-bum ertönt und verschwindet, hinterläßt den Wunsch nach „Noch", Sehnsucht nach seiner Wiederkehr darf man sagen, die sich aber nicht erfüllt. Darauf sagt oder macht das Kind selbst bum und der verlorene Ton ist wieder da. Den

Verlust überwindet das Kind durch Aktivität. Aus dem passiven Hören wird aktives Tun. Der lustvolle, verlorene Ton wird durch aktive, ebenbildliche Wiederholung festgehalten. [Diese Wendung vom Passiven zum Aktiven, vom Zwang der Dinge zur psychischen Spontaneität hatte Freud an wichtiger Stelle eingeführt;[1] ich habe versucht, diesen Prozeß als sehr häufig gültigen Bewältigungsmodus für Angst und Unlust zu erweisen *(S)*. In „Hemmung, Symptom und Angst" entwickelt Freud dieselbe Auffassung prinzipiell, die sich an der Psychologie des Säuglings empirisch fundieren ließ.] Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß diese Deutung Fall *(2)* nicht voll erschöpft. Die Betrachtung der Reaktionen des Neugeborenen und Säuglings auf Gehörreize überhaupt gibt doch den Eindruck, als wäre nicht bloß das „Noch" Motiv für die ebenbildliche Wiederholung entscheidend. Zeigt doch das Kind eine deutliche Neigung auch solche Geräusche zu produzieren, die noch nicht „verloren" sind. Lärmende Kinder, die redende Mutter, ja zwitschernde Vögel, veranlassen den Säugling mitzuschreien. Viele solche Tatsachen sind es, die die Psychologen an einem Nachahmungstrieb festhalten lassen. Man muß diese gewagte Aufstellung aber kaum machen, nur weil tatsächlich eine frühe und deutliche Tendenz zur akustischen Nachahmung feststellbar ist. Diese bleibt nicht ganz rätselhaft, wenn wir den Unterschied zwischen optischer und akustischer Wahrnehmung betrachten. Wir vermuteten oben, bei gehemmter Bemächtigung intensiviere sich die optische Wahrnehmung. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß bei Verlust eines begehrten (optischen) Gegenstandes dieser psychisch als Halluzination, als Phantasie, eidetisch festgehalten, also „ebenbildlich wiederholt" werde. Niemand wird diesen Vorgang einem Nachahmungstrieb zuschreiben wollen. Im Prinzip gleich und doch unähnlich verhält es sich mit der akustischen Sphäre. Bemächtigungswünsche werden akustisch überhaupt nicht ausgelöst (im Säuglingsalter), sondern auf das Geräusch folgt Hinsehen, und erst der visuelle Eindruck wird zum Signal der Bemächtigung. Die Einstellung zum Akustischen ist also prinzipiell „ästhetisch". Ferner: Während die optische Halluzination ziemlich sicher ein primärer Mechanismus ist und ursprünglich ein mit dem Gegenstand annähernd identisches Bild gibt, ist es sehr fraglich, inwieweit es sich mit der akustischen Halluzination ebenso verhält. Ja, es ist mit Gründen bezweifelbar. Jedenfalls ist das Kind erst sehr spät fähig, „verlorene" optische Gegenstände real aktiv herbeizuschaffen (durch Lokomotion), während die Produktion von Geräuschen seit den ersten Lebens-

1) Freud: Jenseits des Lustprinzips. (Ges. Schriften, Bd. VI.)

tagen dem Säugling geläufig ist. Die „ebenbildliche Wiederholung" von Geräuschen, deren Nachahmung, entspricht also der optischen Halluzination; ersetzt die akustische Halluzination. Beinahe so wie der optischen Wahrnehmung ein Phantasieteil (ein produktiver Faktor) innig verknüpft ist, ist die akustische Wahrnehmung mit Geräusch-Produktionen verbunden. Es besteht mindestens eine starke Tendenz hiezu. So wenig man den reproduktiven und produktiven Anteil der optischen Wahrnehmung einem „Nachahmungstrieb" zuschreibt, so wenig Anlaß ist, für den produktiven und reproduktiven der akustischen Wahrnehmung diesen dunklen Begriff heranzuziehen. Das hieße den Unterschied, der darin besteht, daß die ebenbildliche Wiederholung bei der optischen Wahrnehmung (als Halluzination, Phantasie) innerlich, lautlos, bei der akustischen laut (als Geräuscherzeugung) geschieht, überschätzen.

Fall *(1)* führt in das reichlich rätselhafte Problem der Ausdrucksbewegung. Wir haben keine Möglichkeit, an ihm die Identifikation studieren zu können; im Gegenteil hoffen wir, mit einem geklärten Begriff von Identifikation dieses Problem zu bewältigen. Fall *(1)* bleibt daher besser in diesem Zusammenhang unerörtert.

Die Identifikation läßt sich also, soweit die Relation Ich-Objekt (Gegenstand) in Frage steht, als eine Anwendung schon in der Säuglingszeit vorhandener Mechanismen auffassen. Indem nach dem Verlust eines geliebten Gegenstandes jene Ichveränderung statthat, die ihn sozusagen in psychischem Material durch ebenbildliche Reproduktion festhält, geschieht jene Intensivierung der psychischen Vorgänge, die regelmäßig bei ausgeschalteter Bemächtigung statthat, jene Wendung zur Aktivität, die dem „Noch" entspricht, jene ebenbildliche Reproduktion, die der Halluzination, der intensivierten Wahrnehmung, der Lautreproduktion (statt unmöglicher akustischer Halluzination) gleichfalls zukommt.

Unbetrachtet blieb bisher die Relation Ich-Es, die für die Identifikation bezeichnend ist. Im Fall *(3)* dürfen wir eine Sonderung von Es und Ich nicht annehmen; das Ich mag im Bewußtsein, der Wahrnehmung kernhaft angedeutet sein, aber die Folgsamkeit dem Gegenstand gegenüber werden wir als Triebeigenschaft auffassen; ebenso wie wir den Akt der Flucht und der Bemächtigung als einfaches Triebverhalten verstehen und dem Ich dabei kaum mehr zugeschrieben werden muß, als die Rolle eines Signalempfängers. Die Wahrnehmungsfunktion ist ja in diesen Fällen mit der flüchtigsten Erkennung des Gegenstandes als „triebgemäß" oder „triebwidrig" erschöpft. Wenn das Wahrnehmungs-Ich beim Menschen so umfangreich, mannigfaltig, verselbständigt ist, er keineswegs bloß Signale zu

Flucht oder Bemächtigung wahrnimmt, sondern eine reiche, mit dem Triebleben sogar zum Teil wenig verknüpfte, Welt hat, so kann diese Entwicklung nur unter gehemmter Bemächtigung sich vollzogen haben, also, wie bereits erwähnt, unter Anknüpfung an die Vorbemächtigungszeit in „ästhetischen" Zuständen und in Halluzinationen. Aber nicht das Wahrnehmungs-Ich geht uns hier an, denn nicht dieses erfährt den wesentlichen Teil jener Veränderungen, die Identifikation heißen.

Im Fall *(2)* ist die Mitwirkung eines Ich kaum auszuschließen. Zu jenen Kriterien, die uns veranlassen, ein Ich als vom Es gesonderte Instanz (Struktur) anzunehmen, gehört das Maß der Organisiertheit einer Handlung, Stellungnahme. Im Fall *(2)* liegt ein hochorganisiertes Zusammenwirken verschiedener Körperzonen, Triebregungen, liegt Kontinuität mit der Vergangenheit, Zielstrebigkeit in die Zukunft vor. Wir sehen hier das Es in gewissem Sinn von einer zentralen, gar nicht machtlosen Instanz gebändigt und benützt. Von einer Ichveränderung aber nach Art der Identifikation ist keine Spur zu sehen.

Wir wenden uns daher besser dem anderen Kriterium für ein gesondertes Ich zu: der Hemmung. Wo wir einen triebhaften Vorgang gehemmt sehen, dürfen wir wohl diese Komplikation eines primären Ablaufs einer eigenen, dem Es gegenüberstehenden Instanz, dem Ich, zuschreiben. Die Spuren einer solchen hemmenden Instanz sind weit zurück zu verfolgen. So ergibt das Studium der Reaktion auf Gehörreize *(S)*: Erstes Stadium: Schreck-, Schock-, Angst-, Unlustreaktion bei allen Geräuschen. Drittes Stadium: lustvolle Zuwendung zu Gehörsreizen, schließlich von Jubel und aktiver Geräuschproduktion begleitet. Zwischen diesen beiden Stadien ist als zweites festzustellen, daß der Säugling unter gehemmter Angstreaktion in einem Zustand ängstlicher, intensiv aufmerksamer Spannung verharrt, um je nach der Natur des Geräusches, in Abwehr- oder Zuwendungsreaktionen überzugehen. Sichtlich hat hier die Aufmerksamkeit hemmende Funktion. Sie unterbricht die Angst-, Flucht-, Abwehrreaktion, sie ermöglicht Zuwendung, Lust. Sehr viel später erst gewinnt das Ich auch die Möglichkeit der Hemmung anderer Triebäußerungen, etwa Bemächtigungswünsche oder Sexualtriebhandlungen. Auf diesem Weg liegen nun eine ganze Anzahl von sonderbaren Hemmungsvorgängen, die wohl mit dem Wort Faszination am zwanglosesten bezeichnet werden. (Richtiger wäre wohl von Fasziniertheit zu sprechen.) Bezeichnende Zustände von Faszination werden von Scupin etwa so geschildert: „Das Kind blickt gebannt und regungslos", „starrt wie hypnotisiert", „mitten in recht unzufriedenem Nörgeln hörte es plötzlich auf und

sah lange interessiert nach einem hellroten Lampenschirm; drehte man das Kind langsam einer anderen Richtung zu, so wandte es sofort den Blick nach rückwärts dem Lampenschirm wieder zu", „starrt unverwandt nach . . . und ist durch nichts davon abzubringen". Die Faszination wäre also ein Zustand höchst gesteigerter Aufmerksamkeit bei voller motorischer Gehemmtheit; bei längerem Anhalten wäre beinahe von Lähmung zu sprechen. Viel mehr läßt sich über sie vermittels Beobachtung am Säugling nicht feststellen. Höchstens gewinnt man den Eindruck, daß der Aufmerksamkeit das sonst charakteristische Element der Wachheit fehlt, sie ist starr auf den Gegenstand gerichtet; sicher kann die Faszination zuweilen einen ängstlichen, ratlosen Zug haben, oder wird meistens mit einer Art Unheimlichkeit, Fremdartigkeit oder Ratlosigkeit einsetzen.

Auch der Erwachsene kennt dies Phänomen und wird es als ein Außersichsein, aber ebenfalls als erregungsloses und motorisch gehemmtes erleben; er wird sagen, daß er „sich verloren" habe. Die Augen sind starr gebannt von dem Gegenstand, die Motorik gelähmt oder doch stillgelegt. Man ist in den Gegenstand versunken; gewiß nicht psychisch gelähmt, sondern psychisch bewegt, aber es ist, als wäre das ganze Ich von dem einen Gegenstand „ausgefüllt". Assoziationen, Gedanken stellen sich nicht ein, die Kontinuität des Ich in die Vergangenheit ist nicht aufrecht (was eben der Ausdruck Sichverlorenhaben meint), die Orientiertheit in der Gegenwart ist nicht lebendig; es richten sich auch keine Wünsche auf den Gegenstand für die Zukunft, die Zielstrebigkeit des Ich ist ausgeschaltet. Es sind somit tatsächlich alle Ichfunktionen nicht in Tätigkeit, mit Ausnahme der Hemmung des motorischen Apparates. Der Zustand hätte viel Ähnlichkeit mit dem Schlaf, wenn nicht alle psychischen Energien dazu verwendet würden, ein reales Bild zu besetzen, also wach wären. Auch zur Hypnose bestehen bedeutsame Beziehungen. Die Faszination kann leicht in Hypnose übergehen. Hingegen unterscheidet sich die Faszination von zwei anderen radikalen Ichverarmungen (Selbstverlusten); von der Verliebtheit durch das Fehlen jedes Begehrens (der faszinierende Gegenstand ist nicht Triebobjekt); von der Ekstase durch das Fehlen der motorischen Erregung. Die Nähe zur Hypnose wird noch größer durch die Tatsache, daß die Faszination leicht in motorische Folgsamkeit übergeht. So wird man, eventuell automatisch, den Bewegungen des faszinierenden Gegenstandes folgen. Handelt es sich um einen Menschen, der (oder an dem etwas) faszinierte, und liegt diese Folgsamkeit in dessen Absicht, so ist ein Unterschied zur Hypnose oder Suggestion nicht mehr feststellbar. Der Erwachsene verhält sich in der faszinierten Folgsamkeit

nicht viel anders als das Neugeborene, das der Kerzenflamme folgt; das Ich ist ausgeschaltet, auf seine Wahrnehmungsfunktion eingeschränkt; der faszinierende Gegenstand hat sozusagen direkten Zugang zum motorischen Apparat, den sonst das Ich beherrscht. Doch ist das gewiß ein hochkomplizierter Vorgang, der nur unter bestimmten libidinösen und ökonomischen Bedingungen eintreten kann. Wir brauchen uns mit ihnen aber nicht zu befassen, da ja hier nicht die psychoanalytischen Aufstellungen über Suggestion und Hypnose ergänzt werden sollen, sondern wir uns lediglich aus der Betrachtung der erwachsenen Faszination Anregungen zur Deutung der Säuglingsfaszination holen wollen.

Der Sprachgebrauch kennt eine andauernde Faszination; so kann man sagen, jemand sei von einem Menschen fasziniert und meint damit, daß er in ihn verliebt sei oder unter seinem dauernden Einfluß stehe; ich meine aber hier die Faszination, die auf einen kurzen Zeitraum eingeschränkt ist. Wie geht die Faszination in den habituellen Zustand über? Man erlebt dies als ein „Zusichkommen", es ist, als wenn man erwachte oder der faszinierende Gegenstand zurück in den realen Zusammenhang spränge. Er unterscheidet sich hernach nicht mehr von anderen Gegenständen; das Ich gewinnt seine Gegenwartsorientierung, seine Vergangenheitskontinuität, seine Zielstrebigkeit, seine Einheitlichkeit und Prägnanz und die Verfügung über den motorischen Apparat zurück. Nun können sich libidinöse Strebungen auf den Gegenstand richten, Bemächtigungswünsche oder aber Gleichgültigkeit. Die Konzentration psychischer Energie auf das Gegenstandsbild wird aufgehoben, die Energie besetzt die habituellen Positionen des Apparates. Dies tritt nach relativ kurzer Zeit ein, wenn der Gegenstand nicht Folgsamkeit forderte (oder die libidinöse Bindung an ihn nicht zustande kam, die wohl die Voraussetzung zu dauernder Folgsamkeit oder Verliebtheit ist). Was aber geht phänomenal im faszinierten Ich während der Faszination vor, deren Anfang und Ende bloß wir bisher andeutend beschrieben haben, wenn der Gegenstand keinerlei Folgsamkeit fordert oder ermöglicht? Faszination geht ja auch von Naturgegenständen, von leblosen Gegenständen, von Kunstwerken, von künstlerischen Darbietungen aus, nicht nur von Menschen, die etwas „fordern". Etwa: Ich sehe einen Jongleur im Varieté. Mein Interesse an der Darstellung kann sich so steigern und gestalten, daß der Zustand der Faszination eintritt. Mit gehemmter Motorik und voller Ichverlorenheit gehe ich im Zusehen auf und bin innerlich an Stelle des Jongleurs, seine Bewegungen — gehemmt — nachfühlend, in einem besonders erregenden Augenblick vielleicht sogar wirklich seine Bewegung durchführend. Ganz

ebenso etwa von einer Filmszene fasziniert, wird mich der dargestellte Affekt bis zu den Ausdrucksäußerungen „anstecken". Die Kunstpsychologie nennt dies Einfühlung. Wir erkennen in diesem Prozeß die Identifikation. Aber nicht die Identifikation als dauernde Ichveränderung, sondern die vorübergehende Ersetzung des Ich durch einen Gegenstand, wie nicht ganz präzise gesagt werden mag. In der Faszination gehorcht der psychische Apparat den Befehlen der Gegenstände; befiehlt der Gegenstand nichts, so wird er „nachgeahmt". Man könnte einwenden, die Einfühlung löse nur Phantasien aus, die unter habituellen Bedingungen unter Zensur standen. Für die genannten Beispiele möchte dies zutreffen, wird es sogar gewiß überdeterminierend mitwirken. Wenn ich aber in ein Ornament vertieft bin, so kann der Anlaß hievon gleichfalls als Faszination gegeben sein, im Verlauf ihres Anhaltens wird sich mir die Linienführung des Ornamentes als lebendig aufdrängen, es wird sich eine gewisse Tendenz, die Dreiecke, Wellen, Rosetten innerlich nachzuzeichnen, nachzugehen, nachzuleben einstellen, als wäre statt meiner diese Linie da und wie ich sonst mich erlebe, erlebe ich dieses geometrische Arrangement. Hier müssen nicht Phantasien mitspielen.

Gewiß ist die Abgrenzung der Faszination von Prozessen und Zuständen, die ihr ähnlich sind und mit ihr zusammenfließen, durch das Gesagte nicht ausreichend geschehen, aber es reicht vielleicht zur Durchführung meiner Aufgabe hin. Das Ende der Faszination ist nämlich im Säuglingsalter dem der Erwachsenen im entscheidenden Punkt ähnlich. Entweder erfolgt eine begehrende Zuwendung zu dem Gegenstand (eventuell auch, aber wohl nur nach so kurzem Andauern der Faszination, daß sie von ratloser ängstlicher Aufmerksamkeit kaum unterscheidbar wird: Angst, Abwehr) oder er wird wieder ein belangloses Stück Außenwelt, oder schließlich: das Kind ahmt den Gegenstand nach, es findet eine faszinierte Wiederholung seiner Bewegungen statt. Dies letztere jedoch, soviel ich sehe, nur dann, wenn die Bewegungsmelodie in ihrer wesentlichen Struktur schon vorher vom Kinde ausführbar war. Als Beispiel hiefür dient unser Imitationsfall *(1)*. Dies Wiederlächeln des Kindes kommt nicht selten so zustande: Das Kind greift in Erfüllung seines Bemächtigungsdranges nach der lächelnden Mutter; eine Bemächtigung aber kann — anders als bei vielen anderen Objekten — nicht stattfinden, nun verharrt das Kind in Faszination, um schließlich in ein erst ansetzend unsicheres, dann volles wiederholendes, antwortendes Lächeln überzugehen.[1] Ganz ähnlich bei den ersten Lautproduktionen, bei den Sprech-

1) Bemerkenswerterweise bleibt dies Lächeln zeitlebens ein Ausdruck der Verlegenheit.

anfängen, ähnlich bei der Aneignung vieler Bewegungen aus den Dressurkunststückchen, die dem Säugling gelehrt werden. Sowohl dies Lächeln, als auch die Laute und Bewegungen, die das Kind auf diese Weise wiederholt, hatte es früher schon in anderer Funktion ausüben gelernt.

Die faszinierte Wiederholung ist unter den drei Imitationsfällen im Gesamtvorgang der Identifikation am nächsten; auch sie findet bei „Objektverlust" statt, (d. h. bei gehemmter Bemächtigung), wie wir es bei der akustischen „Noch"-Wiederholung fanden, sie führt zu einer Wiederholung des Verhaltens des Gegenstandes, aber sie ist keine dauernde Ichveränderung. Sie findet auch anscheinend nicht unter dem Druck des Es statt, sondern vielmehr ist sie das Ergebnis einer Ichleistung: der Hemmung der Bemächtigung. Es scheint, als könnte das Ich anfangs diese Leistung nur vollbringen, indem es auf seine übrigen Funktionen verzichtet; es hält das Es gelähmt, aber es weiß nicht, was es sonst tun soll. Die Triebaktionen auf das Signal Abwehr oder Zuwendung sind gehemmt, andere nicht vorhanden, ohne Aktion kann es nicht bleiben, so vollzieht es unter allen sichtbaren Bewegungen des Gegenstandes jene, die es selbst bereits früher vollzog. Es wendet sich dabei vom Passiven zum Aktiven und stellt bei gehemmter Bemächtigung den Zustand wieder her, der auf dem niedrigeren Niveau vor der Bemächtigung bestanden hatte: die Motorik wird den Gegenständen direkt gehorsam, ohne ein verwerfendes (hemmendes) oder bejahendes (ausführendes, organisierendes) Ich. In dieser Auffassung scheint mir viel Ansprechendes zu liegen, aber sie löst nicht die Frage, wie die Transponierung eines optischen Geschehens in ein motorisches geschieht, welcher Weg vom Sehen einer Bewegung zum Selbsttun führt. Doch spricht diese Lücke nicht gegen die vorgetragene Ansicht, da sie bisher noch von keiner Seite ausgefüllt wurde, am wenigsten durch die Theorie des Nachahmungstriebes.

Ebenso unerledigt bleibe — wenn auch bloß in diesem Aufsatz — die Frage nach den Gründen des Eintrittes der Faszination oder auch der Hemmung der Bemächtigung. Aus welchen Gründen immer die Faszination eingetreten sein mag und wie immer es in ihr zur faszinierten Wiederholung gekommen sein mag — sicher führt sie zu einer neuen und dauernden Verhaltungsweise. Dieser Vorgang sei in drei sukzedierenden Situationen, des Falles *(1)*, festgehalten. *(1a)* Das satte Kind, einschlafend, lächelt. (Über die Determination dieser Bewegung habe ich versucht, einiges über das bisher Bekannte hinaus aufzustellen *(S)*. *(1b)* Das Kind, unter dem faszinierenden Eindruck der lächelnden Mutter, produziert ein zaghaftes, verlegenes, ängstlich-ratloses Lächeln als faszinierte Wiederholung; Bemächtigung gehemmt, andere Be-

ziehung zur Mutter noch unbekannt. *(1 c)* Tritt die Mutter lächelnd zum Kind, so lächelt es lustvoll wieder, das Lächeln ist zum Verhalten geworden, es schafft Rapport zwischen dem Kind und der Mutter. War die Mutter in der Situation *(1 b)* ein Gegenstand, mit dem man nichts „anzufangen" wußte, da man sich ihrer nicht bemächtigen konnte, durfte, so ist sie nun ein Gegenstand geworden, zu dem man eine feste Verhaltungsweise gewonnen hat: man lächelt ihr zu, erwidert ihr Lächeln. Das Kind ist mit ihr in dieser Aktion „identifiziert"; es hat ihr Lächeln übernommen (genauer, sein eigenes Lächeln in neuer Situation durch faszinierte Wiederholung anwenden gelernt), ist aber zugleich von ihr um ein Stück abgelöst, abgegrenzt: das Bild der lächelnden Mutter gewinnt keinen unmittelbaren Zugang zum motorischen Apparat des Kindes mehr (sondern vielleicht erst die redende oder Brauen zusammenziehende, drohende Mutter), zwischen ihm und diesem Gegenstand steht das Ich, das selbst lächeln kann und diese Aktion als Handlung (Rapporthandlung) zu verwenden oder zu unterlassen versteht. Zahlreiche Züge des Verhaltens der Mutter werden auf diese Weise vom Kind übernommen. Es führt also in einem gewissen Sinn die faszinierte Wiederholung zu einer ebenbildlichen Ichveränderung, zugleich mit der Entwicklung des Ich selbst. In ihr und den anderen Imitationsfällen kann man folglich Vorstufen der eigentlichen Identifikation sehen. Es erweist sich so die Freudsche Ansicht, daß der Mechanismus der Identifikation mit dem Ichaufbau innig verknüpft ist. Soweit es ohne weitgehende Erörterungen über Libido, Bemächtigungsdrang, Es und Ich möglich ist, läßt sich jedoch der Eindruck formulieren, als käme diese früheste Identifikation weniger unter dem Druck des Es, als vielmehr aus ökonomischen Verhältnissen im Ich zustande. Denn allem Anschein nach ist die Faszination den Zuständen von Unheimlichkeit und Angst sehr nahe, die auftreten, wenn das Kind bekannte Gegenstände teilweise verändert sieht; wenn z. B. die wohlbekannte Mutter einmal mit einem schwarzen Hut an das Kind herantritt. Die faszinierte Wiederholung und deren Verfestigung zu einem Stück Ichverhaltens diente dann wohl der Angstbewältigung. Aber auch, wenn, wie in manchen Fällen die Beobachtung nahelegt, die eintretende Faszination nicht aus ängstlicher Situation erfolgt, muß die Hemmung der Motorik und des Bemächtigungsdranges, der ja zweifellos mindestens eine libidinöse Komponente enthält, eine ökonomische Situation herstellen, die nach Abfuhr und Bindung drängt und deren Wiedereintritt durch ein neues Ichverhalten verhindert werden soll.

Zur Psychoanalyse des Misanthropen von Molière

Von
Eduard Hitschmann
Wien

Ich erkläre von vornherein, hier alles historische und literarische Material nicht berücksichtigend, rein psychologisch an das Charakterbild des Misanthropen heranzutreten.

Wir begegnen in der Titelfigur dieser ernsten Komödie einem Original von Menschen, der keineswegs einfach zu erklären ist und keineswegs immer und auf jedermann so wirkt, wie sein so vernünftiger Freund Philinte ihm ins Gesicht sagt: „sein Zorn über die Welt wirke wie ein Lustspiel, wo er sich sehen lasse; sein erhabener Kampf mit seiner Zeit habe ihn schon zu einer komischen Figur gemacht."

Alceste ist ein angesehener Mann von Charakter und Geist; zwei so wertvolle, lebenskluge Menschen, wie Philinte und Eliante, halten treu zu ihm, so sehr sie sich auch über ihn wundern. Ja, Eliante würde ihn selbst zum Manne nehmen und sein Freund sieht ein, daß er vorzuziehen sei. Mag das Exzessive seines Wesens — sein eigener Freund spricht von Krankheit — ihn auch manchem lächerlich erscheinen lassen; er ist ein Unglücklicher, ein Mensch von bestem Wollen, der sich selbst ins Unheil bringt, für diese Welt zu gut ist, so daß er aus ihr flüchtet. Für diesmal noch nicht endgültig, aber er spricht mehrmals von Selbstmord. Wir modernen Theaterbesucher sehen in Alceste eher eine tragische Figur, denn wir ahnen, daß er unheilbar ist; können wir über einen Krüppel lachen, weil er komisch wirkt — und wenn es nur ein Krüppel der Seele wäre!? Es ist viel Würde in diesem Manne und es verlohnt, eine psychoanalytische Untersuchung anzustellen, die Wurzeln seines paradoxen Wesens aufzudecken.

Freilich ist es nicht Molières oder seiner Zeit Art, uns etwa durch eingefügte Momente aus der Vorgeschichte oder gar Kindheit des Helden die Aufgabe zu erleichtern. Hat er je schon geliebt? Diesmal scheitert er damit. Wir hören nicht eine Silbe über seine Eltern oder Geschwister; wissen nichts über Vererbung und Anlage. Und doch gilt auch für diesen, von einem Genius erdachten Menschen: man kann ihn nur erklären, ganz verstehend einreihen in die um uns Lebenden, wenn man sein Wesen aus seinen Triebanlagen, ihren Schicksalen, seinem frühen Erleben rekonstruiert. Nur psychoanalytische Erfahrung kann uns ermöglichen, den Versuch, des großen Dichters intuitive Projektion in den Hauptlinien nachzuziehen, mit einiger Aussicht zu unternehmen.

Alceste, diesem seriösen Mann, der mit seinen moralischen Forderungen überall und an alle herantritt, können wir unseren Respekt nicht versagen; seine ethische Reinheit, seine Korrektheit sind offenbar. Freilich ist es eine Überkorrektheit, ein Puritanertum, wie wir es nicht gewohnt sind. Er duldet keine Protektion, auch, ja gerade nicht, wenn er eigene Ziele verfolgt. Für ihn gibt es kein „*corriger la fortune*", kein Umschmeicheln Einflußreicher. Im Gefühl seines inneren Wertes bittet er um nichts für seine Person. Die gleiche Selbststrenge verlangt er aber auch von allen anderen. Er ist ein Weltverbesserer in diesen Belangen, gerät in Wut und Poltern, wenn er sieht, wie die meisten Menschlein sich nicht scheuen, ihr Gemeinschaftsleben durch kleine Falschheiten, Nachsichten, Liebenswürdigkeiten zu erleichtern.

Auch auf ästhetischem Gebiet, wo er sichtlich ein selbständiges Urteil hat, macht Alceste nicht die geringste Konzession. Auch hier ist es der höchste Maßstab, den er anlegt; einem Dichterling zu schmeicheln, liegt ihm fern, wodurch er sich große Unannehmlichkeiten zuzieht. Nein, er ist Anhänger des Einfachen, Altbewährten, Klassischen!

Absolute Aufrichtigkeit ist seine Forderung. Er ist ein Wahrheitsfanatiker und verlangt von sich und seinen Freunden: stets nur zu reden, wie man wirklich denkt. Er geht noch weiter: er fühlt sich verpflichtet, den Nebenmenschen ihre Fehler ins Gesicht vorzuwerfen; denn tiefe Entrüstung erfüllt ihn über die Schlechtigkeit der Welt.

> „Find' ich doch allerorten nichts als feige
> Unwürd'ge Schmeichelei, als Eigennutz,
> Verrat, Falschheit und Ungerechtigkeit!"

Wie verhält sich dieser Pessimist — wird man sich fragen — gegenüber seinen Nächsten? Kennt er Liebe und Freundschaft? Ruht sein Herz bei

einigen wenigen Vertrauten aus? Kennt er behagliche Stunden bei einer liebenden Frau, im gleichgesinnten Gespräch mit ergebenen Freunden? Ist etwa üble Erfahrung nur oder üble Laune am Räsonnieren schuld?

Es würde uns erleichtern, wenn Alceste auch seine leichtherzigen Stunden hätte. Aber es ist nicht der Fall und dies wirkt ein wenig beängstigend; auch mit der jungen Witwe, die er heiß zu lieben behauptet und die ihm ihre Neigung gesteht, gibt es nur Streit und Enttäuschung, gegenseitige Vorwürfe. Die Komödie endigt mit dem Auseinandergehen der Liebenden. Offenbar hat der Dichter in seinen Szenen den Höhepunkt der Schwierigkeiten dieses Sonderlings im Zusammenleben mit der Umwelt bringen wollen, denn von Stunde zu Stunde häufen sich gegen ihn Wolken der selbstverschuldeten, selbstverschlimmerten Angelegenheiten. Er verliert einen Prozeß, obwohl das Recht auf seiner Seite ist, es droht ihm Verhaftung. Allerdings hat er sich durch seine abfällige Kritik eines Gedichtes den harmlosen Autor zum Feind gemacht, der ihm nun aufsässig ist. Auch ist er gar nicht geneigt, ans Gericht zu appellieren, um sein Recht zu finden. Überdies durchläuft ein schändliches, abscheuliches Buch die Stadt, als dessen Autor man diffamierend Alceste angibt. Schutz am Hofe zu suchen, ist er seinem Stolz zufolge ganz ungeeignet.

In dieser Verstörung bedarf es nur noch eines Zwischenfalles, um dem Faß den Boden auszustoßen; Alceste flüchtet, wie er schon oft gedroht hat, „in einen abgelegenen Winkel, wo er die Freiheit habe, ein Ehrenmann zu bleiben". Man muß froh sein, daß es nur ein gesellschaftlicher Selbstmord ist, denn er hat auch mit dem realen schon gedroht; wenigstens mit dem Wort gespielt. (Vgl. erster Akt, erster Auftritt: „ich ging aus Unmut gleich und hängte mich" und „es bringt mich um, mitanzusehen"...)

Mag sein, es ist nur seine gewalttätige Ausdrucksweise schuld. Denn seine Rede ist immer gereizt, seine Zunge eine gefährliche, wie er selbst weiß, ohne sich beherrschen zu können.

„Ich halte meine Zunge nicht genug
Im Zaum, will nicht vertreten, was ich alles
Noch sagen könnte."

Celimene spricht von seinem polternden Auffahren und seiner melancholischen Zanksucht. Mit Worten Toben, Kritisieren, Anklagen, Schimpfen sind seine Kampfmittel, seine Kraftausgabe („oraler Sadismus").

Haß dominiert sein Wesen. Es ist fast, als ob der Haß da wäre und die Objekte suchte. „Ich will der ganzen Menschheit offnen Krieg erklären". Jähzorn reißt ihn hin: „Ich gehöre mir nicht selbst, mein Zorn ist Meister

über mich.“ Dieser Übergerechte setzt sich selbst durch Streitsucht ins Unrecht, ist hart und droht mit Bruch für immer. Er wird leicht feindselig, quält seine Freunde und seine Geliebte; spielt den Tyrannen, wie sie sagt. „So tief verstimmt, so herb in seinem Urteil,“ sagt Philinte, „versteh' ich nicht, wie er an Liebe denkt“.

Dieses sein Lieben finden übrigens auch die Kritiker der Komödie paradox; wir werden dazu Stellung nehmen müssen.

Wahrhaftig, dieser tragikomische Held ist ein eigenartiger Liebhaber; wenn der Vorhang zum letztemnal fällt, steht er allein und bleibt wohl für immer ein Hagestolz.

Die Liebe zu Celimenen, deren Gefallsucht und Neigung zu leichtfertigem Spott so offenbar sind, deren Fehler er alle sieht und tadelt, ist eine Zwangsliebe. Er kann von ihr nicht lassen und sagt über die unbewußten Quellen des Verliebens sehr wahr: „Wann richtet Liebe sich nach Gründen?“

Das heißt, die Liebe entspringt nicht bewußten Überlegungen, sondern unbewußten Motiven.

Alceste ist gefesselt, bald meint er, durch ihre Anmut; bald sagt er, er liebe sie um seiner Sünden willen so unermeßlich. Er erklärt zu ringen, wie er könne, um das Band zu sprengen; er erkennt seine Schwäche und schämt sich seiner unwürdigen Glut.

Weitere Eigenarten seines Liebens, neben diesem leidensfreudigen Zwangshaften, sind heftigste Eifersucht, — die echte Liebe verlange ausschließlichen Alleinbesitz; — ferner die Phantasie, die Geliebte sollte arm und verlassen sein, sollte alles nur ihm verdanken. Eine Art von Rettungsphantasie, über die noch später gesprochen werden soll. Den Bruch bringt ihr die Eifersucht! Denn während Alceste von jedem liebenswürdigen Wort, das die kokette, medisante Celimene an andere Männer richtet, Böses denkt, mißtrauisch ist und nicht früher ruhen kann, bevor er sie nicht zu seinem Alleinbesitz in die Verborgenheit verschleppt hat, — dies alles, obwohl sie ihm gestanden hat, ihn zu lieben, — ist Celimene aus ganz anderem Holz geschnitzt, allerdings auch noch viel jünger.

Der biedere Philinte empfiehlt ihm vielmehr als zu ihm passend die charaktervolle Eliante, denn er ahnt Böses.

Celimene, so scharmant und schön sie sein mag, so scharf sie Menschen charakterisieren kann, ihr Bedürfnis, mit allen gut zu stehen, alle zu Freunden zu haben, von allen hofiert zu sein, muß den krankhaft eifersüchtigen Mann vertreiben, dem aller Opportunismus so zuwider ist. Mag sie ein wenig leichtsinnig sein, im Kern ist sie gut, sagt den Leuten wohl

ihre lustige Kritik nicht gern ins Gesicht, aber wenn sie nur ein wenig klüger wären und weniger eitel, müßten sie annehmen, daß keiner vor ihrer scharfen Zunge sicher sei. Gehörte in weniger gereizten Zeiten nicht ihr Medisieren zu dem, was den Menschenfeind anzog!? War einmal mehr Übersehen ihrer Fehler in seiner Liebe!? Eliante vermißt mit Recht die Kristallisation (Stendhal), Freuds Sexualüberschätzung in Alcestes Liebesverhalten. Er hört nie auf, auch die Fehler seiner Geliebten zu sehen. Er liebt nicht ganz, nicht voll, zu kritisch. Denn, sagt Eliante vom normal Liebenden:

„Es wird ein äußerst Liebender
Die Fehler selbst an der Geliebten lieben."
Und „Jeder überschätzt die Auserkorene."

Alceste bleibt nüchtern, ihn drängt sichtlich keine befriedigungsbedürftige Leidenschaft nachzugeben, auch nur für eine Stunde die Grenzen dieser schönen Frau zu vergessen. Dieser Liebhaber gibt zu leicht auf; zieht sich zu leicht zurück, als daß wir ihm unwiderstehlichen Drang nachsagen könnten. Er prophezeit schon im zweiten Akt den kommenden Bruch. Freilich, seine Eifersucht ist übermäßig; er könnte nur nachsehen und lieben, wenn er — sicher vor jedem Zusammentreffen mit anderen Männern — sein Weib allein bei sich in der „Wüste" hätte. Je enger aber die Bedingungen für das Lieben gestellt werden, desto — schwächlicher, ungesünder ist es zu klassifizieren.

Wir können den Schluß ziehen, dieser Mann versteht nicht eine Frau zu lieben, sein Lieben enthält Bedingungen, die zum Scheitern führen müssen. Die unbewußten Gründe dafür werden später auszuführen sein.

Unser Held versteht aber auch nicht, Menschen überhaupt zu lieben. Er hat keine Freude an den Menschen, keinen Sinn für harmloses Zusammensein. Er ist asozial, antisozial. Von Güte, Nachsicht gegen die Umgebung keine Spur! Allerdings erkennt er sie nicht als Seinesgleichen an; er ist ja ein Besserer. Jeder wird ihm bald zu schlecht, immer droht der Bruch. Selbst einem so treuen, opferbereiten Freund wie Philinte, wird fast der Laufpaß gegeben. Auch gegen Männer besteht die scharfe Kritik, die Unduldsamkeit. Zuneigung schlägt allzuleicht in Abneigung um. Alle Beziehungen sind „ambivalent". Das Zusammensein mit Menschen enthält soviel Zündstoff, daß die Einsamkeit ihm als die einzige Lebensmöglichkeit erscheinen muß.

Es sei noch erwähnt, daß auch in den Beziehungen zum Mann die Eifersucht mitzuspielen scheint. So beginnt das Lustspiel mit Vorwürfen gegen den zu liebenswürdigen Philinte; schadet Eifersucht nicht auch dem Ge-

dicht von Oronte? Aber es ist auch ein gewisser Geiz in Alceste, er geizt mit Gefühlen, mit Lob, mit sonst allgemein üblicher Freundlichkeit. Woher die Lieblosigkeit, die Verdrossenheit, die Unzufriedenheit? Was wir vielleicht in uns einmal als üble Laune durch Enttäuschung finden, hier ist der Zustand ein habitueller. Das Material, das der psychoanalytischen Deutung harrt, wird immer reichlicher.

Wir müßten großen Wert auf das gesteigerte Selbstgefühl des Misanthropen legen, das ihn allen gegenüber als Lehrmeister, Besserwisser auftreten läßt. Davon muß ein gut Teil insofern berechtigt genannt werden, als seine Umgebung ihn hoch einschätzt, nicht nur Arsinoe und Oronte, die ihm schmeicheln. Eliante hebt bewundernd seine strenge Wahrheitsliebe hervor. Man ließe sich von ihm nicht soviel Räsonnieren gefallen, wenn er nicht schon eine überlegene Stellung eingeräumt hätte. Philinte ist ihm treu ergeben, obwohl er seine Exzesse kennt. Auch Celimene sagt ihm gelegentlich Wahrheiten:

„Muß unser Freund nicht ewig opponieren?
Hat er jemals der Mehrheit sich gefügt,
Und flammt nicht stets der Geist des Widerspruchs,
Den ihm der Himmel mitgab, in ihm auf?
Die Ansicht seines Nächsten teilt er nie,
Und nimmt Partei, wie sich von selbst versteht,
Für dessen Gegner. Fürchten müßt' er ja
Für ein alltäglich Menschenkind zu gelten,
Wenn er urteilte, wie's ein andrer tut."

Philinte fügt hinzu:

„Wahr ist es allerdings, daß Eu'r Verstand
Sich gegen alles auflehnt, was Ihr hört;
Und Eure finstre Laune — leugnet's nicht —
Nicht Lob noch Tadel gelten irgend läßt!"

Dieses Neinsagen um jeden Preis, dies Opponieren aus Prinzip muß eine tiefere Ursache haben. In Wahrheit ist solch tiefer Affekt nie durch fremde Angelegenheiten bedingt; das Weltverbessern und die Unzufriedenheit mit der Welt ist nicht aus objektiver Wertung entspringend. Alcestes Intoleranz für die immerhin den Meisten erträgliche und vielfach sogar vergnügliche Welt muß aus seinem Unbewußten, seinem Persönlichen ableitbar sein.

Neben den Zügen von grausamem Haß, harter Kritik, Lust am Neinsagen und Schimpfen, neben diesem gesteigerten Selbstgefühl und herrischen Erziehenwollen — diesem Stück Sadismus im weiteren Sinn des Wortes,

auch in der Form des Trotzes, finden sich Züge des Leidenwollens, des Opferbringens; des Leidens, ohne etwas dagegen zu tun, um nur dann recht klagen zu können und Recht zu behalten. „Mir soll's recht sein, wenn ich unterliege." Man gewinnt den Eindruck, als hätte Alceste früher lange geduldet, erst im Verlaufe der Komödie bricht die Auflehnung aus und steigert sich bis zum Schlusse. Verbirgt die rauhe Außenseite am Ende vielleicht ein heimlich Leiden? Jedenfalls ist der Held dieser Komödie ein immer und unter allem Leidender. Wie leidet er in seiner Liebesbeziehung! „Ich ringe, wie ich kann, um jenes Band zu sprengen!" Wie anders denkt der eitle Acaste im Kraftgefühl seiner Jugend; narzißtisch, wie er ist, will er nicht werben, schmachten: auf halbem Wege soll man ihm entgegenkommen. Man ahnt hier etwas von einem Minderwertigkeitsgefühl des Alceste gerade auf erotischem Gebiet. Sein Narzißmus ist nur auf Geist und Charakter gestützt; Eigenschaften, die bekanntlich allein nicht genügen, um den Ehegenossen glücklich werden zu lassen.

Lebensfreude, Heiterkeit, Kraftgefühl, gesunde Sinnlichkeit — davon ist keine Spur in Alceste zu finden.

Was über dieses kranke Gemüt vielmehr die Oberhand hat, ist — wie die Psychoanalyse es nennt — der Todestrieb. Haß, Verneinung, Isolierung, Mißtrauen dominieren. Nahe liegt ihm immer, das Spiel nicht weiter zu spielen, das Leben oder wenigstens das Leben unter den Menschen hinzuwerfen. Kein Sonnenstrahl eines *tout comprendre*, eines *pardonner* leuchtet in die Düsterkeit strengster Lebensauffassung. Ein strenges Gewissen (Über-Ich) umdunkelt diesen herben Charakter, der selbst das Gewissen seines Gesellschaftskreises darstellen könnte, würden nicht seine Übertreibungen sein Tun und Reden wieder entwerten.

Übermoral und Überkorrektheit, Überreinlichkeit in sittlicher Hinsicht, Pedanterie in Sachen des Taktes und der Unabhängigkeit, schroffster Wahrheitsfanatismus beherrschen ihn und sind vergebens bemüht, die Umwelt anzugleichen. Nichts von Gefälligkeit, Courtoisie, Wärme, auch nur von schonendem Verschweigen wird dem Mitmenschen bewilligt, so groß ist der Gefühlsgeiz. Geiz und Trotz strahlen von ihm aus. Auch in der extremen Eifersucht mit dem Alleinbesitzenwollen,[1] mit sich in die Einsamkeit entführen wollen, liegt Härte und Geiz. Als komische Episode wirkt Alcestes Diener Dubois. Ist es Geiz, daß er sich einen solchen Tölpel als Diener hält?

1) Vgl. Karen Horney: „Die monogame Forderung" (Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, XIII (1927), Heft 4.

Hier müssen wir zusammenfassend Alceste einen Zwangscharakter im psychoanalytischen Sinne nennen: Haß- und Grausamkeitsregungen, ein überstrenges Über-Ich: daneben die Züge von Trotz, Überkorrektheit, Pedanterie aus „analer" Wurzel. Es resultiert ein Asozialer, der zu seinen Mitmenschen keine von negativen Regungen freie Neigung aufbringt. In erotischer Hinsicht ein Zurückgebliebener, in der anal-sadistischen Stufe fixiert Gebliebener, ein unvollkommener, gehemmter, ambivalenter Kauz. Zum tieferen analytischen Eindringen sei noch auf folgende Eindrücke aus dem Theaterstück hingewiesen. Sonderbare Darstellungen von Gefahren, die ihn angeblich bedrohen, finden wir schon im ersten Auftritt:

> „Ich sollt' erleben, wie man mich bestiehlt,
> Verrät, in Stücke reißt, — — —"

Oder an anderer Stelle:

> „Nein, länger duld' ich all die Qualen nicht,
> Die mir das Leben schmiedet. Ich will fort
> Aus diesem Wald, aus dieser Mördergrube!"

Endlich:

> „Von Ungerechtigkeit erdrückt, verraten
> Von allen Seiten, will ich einem Schlund
> Entfliehen, in dem das Laster triumphiert — — —."

Gewiß, wir sind die verbalen Übertreibungen unseres Helden gewohnt. Aber hier ist ein Grundton der Angst vor einem Überfall an einem dunklen Ort, vor einer Mehrzahl überlegener, unentrinnbarer Diebe und Mörder. Die Richtung, in welche diese Phantasien deuten, sind unbewußte Kastrationsangst und unbewußte feminine Einstellung (Homosexualität). Hier ist sein Charakter von paranoider Artung.

Ein Eindruck hat den Erfahrenen hier nicht verlassen: ein voll liebesfähiger, liebesbefriedigter, seiner Tüchtigkeit und Gesundheit voll bewußter Mensch kann nicht so verdrossen, unzufrieden, streitsüchtig tagaus, tagein die Menschen und die Welt verbessern wollen. Psychoanalytisch gesprochen: wer ein so ambivalentes, haßbereites Verhältnis nicht nur zum Weibe, sondern zu allen Menschen hat, — der hat die postambivalente genitale Stufe nie erreicht, oder regressiv wieder verlassen.

Die psychoanalytische Charakterologie kann ihre Kasuistik auf naturwissenschaftlicher Erfahrung aufbauen. Das Interesse, das sie dem Triebleben, namentlich in den Zeiten der frühen Lebensjahre, zugewendet hat, hat ihr ein wertvolles Rüstzeug für eine genetische Charakterlehre in die Hand gegeben.

Und für Alcestes Verschrobenheit, für seinen schwer verbitterten Charakter,

— wenn wir nicht mit Philinte, vielleicht mit Molière, von Krankheit reden wollen — ist ein Defekt, eine tiefe Ichkränkung (ohne recht bewußt zu sein) Voraussetzung. Ein Teil der übertriebenen Eifersucht auf Celimene gehört hieher, ist eine Konsequenz des dunklen Gefühls der Unvollkommenheit. Ebenso kann das übermäßige Selbstgefühl, das Geltenwollen durch strenge Ethik und ästhetische Höchstforderung, hier mitbegründet sein. Der Hauptsache nach ist dieses Selbstgefühl ein Zeichen seines Narzißmus, der um so größer ist, je weniger Liebe zu den umgebenden Menschen ausgesendet ist.

Was also hier dem Dichter ganz unbewußt darzustellen gelungen ist, ist ein neurotischer Charakter. Sein Held hat weder durch gelungene Verdrängung, noch durch Sublimierung seine Triebanlagen erledigt, namentlich die Analität und die Aggression. Er ist daher ungeeignet zur sozialen Einordnung. Im Prägenitalen fixiert, ermangelt er der Fähigkeit zu einer voll befriedigenden, Ungeduld und Reizbarkeit bannenden sexuellen Entlastung.

Sollte einem Leser die Frage auftauchen, ob Alceste durch ärztliche Behandlung, etwa durch Psychoanalyse seiner narzißtischen Neurose, zu helfen gewesen wäre, ist zunächst zu sagen: er wäre nie zum Arzt gegangen, hatte nicht das Gefühl einer Abnormität. Und nehmen wir an, Çelimene hätte ihn dazu gedrängt, so hätte sein Narzißmus ihn wieder weggetrieben.[1]

Was mir noch erübrigt, ist eine versuchte Rekonstruktion der Libido- und Ichentwicklung Alcestes. Nehmen wir an, er sei ein der zärtlichen Mutter besonders ergebenes und ursprünglich verwöhntes Kind gewesen. Der Vater war aus gröberem Holz, grob, ein Handwerker etwa von nicht der strengsten Sittenstrenge. Der Sohn, an die Mutter fixiert, dem Vater eifersüchtig und immer kritischer gegenüberstehend, würde sich aus der zu überwindenden Feindseligkeit heraus, ein besonders strenges Über-Ich aufrichten. Inzestuöse Phantasien auf die Mutter (später Schwester) ließen das Sexuelle doppelt ablehnungswert erscheinen; es fiele auch mit unter das viele Ekelhafte, das ein anal Veranlagter verwirft. Narzißmus plus Analität

1) Wollen wir nicht unterlassen, die Krankheitstypen aus der Psychopathologie zu streifen, an die Alceste den ärztlichen Leser gemahnt, so wären verschrobene Perverse, namentlich durch Regression gewordene „narzißtische Neurosen" zu nennen: Männer mit nur geringem Drang zur Frau, der Hauptsache nach sadistisch-anale Homosexuelle, die autoerotisch leben, die genitale Entwicklungsstufe kaum erreicht oder wieder aufgegeben haben. Ihre Fixierung an die prägenitalen Organisationen und deren Reaktionen geben dem Charakter die misanthropische Färbung. Aufgesetzt wäre diesem Krankheitsbild hier das einer Eifersuchts-Paranoia, welche die Tagesphantasien und die Träume der Nacht mit Konflikten mit Männern ausfüllt, die das wahre Objekt der Libido sind, während die Frau nur mehr als Gegenstand funktioniert, um den der unbewußt-homosexuelle Trieb sich die Partner sucht.

geben eine Disposition zur Homosexualität, die durch Identifizierung mit der Mutter verstärkt, aber nie manifest würde. Das Vorbild der Mutter müßte viel strenge Gesittung, etwa auch kritisch gegen den weniger gediegenen Vater ausgespielt, zur Nachlebung enthalten. Innerer Zwang zur Enthaltsamkeit, gesteigert durch ängstlich einschüchternde Erziehung der Mutter, welche die Forderung, ausschließlich ihn zu lieben, enttäuschen mußte, ließe nichts übrig, als Unfähigkeit und Kränkung. Die sadistische Anlage ist nicht zu vergessen. Das Resultat ein nazarenischer, gar nicht hellenischer Mann, ein Enttäuschter, ein Weltverbesserer, ein Ethiker, aber ein polternder, ohne Liebe, über dem ein düsterer Schatten ruht.

Ein tüchtiger, angesehener Mann, aber zum Hagestolz bestimmt. Einen Versuch, natürlich einen mißglückten, dessen Schicksal zu vermeiden, stellt die Komödie dar. Er verliebt sich — vielleicht nur einmal im Leben — in eine schöne, junge Witwe, also eine Frau, die schon einem anderen angehört hat. Eine Frau, die immer umgeben ist von einer Schaar von Anbetern. Eifersucht, von unbewußter Gleichgeschlechtlichkeit erhitzt, feiert hier schmerzliche masochistische Orgien. Die Eifersucht als Liebesbedingung gemahnt an die einstige inzestuöse Bindung, ebenso das Bedürfnis, der Retter der Geliebten zu sein. Vielleicht ist damit das Paradoxe dieser zwanghaften Liebe zu einer relativ Unwürdigen teilweise behoben. Der Instinkt mancher Kritiker hat mit Recht das Lieben des Misanthropen nicht überzeugend befunden.

Lohnend wäre der hier geleistete Versuch erst, wenn er auch über den Dichter, der diesen komplizierten, interessanten Sonderling erfunden hat, etwas aussagen würde. Zweifellos steht der Dichter nicht etwa auf Seite der Weltanschauung des Misanthropen. Es ist geschickt inszeniert, daß sich der Untergang des Helden zwischen zwei Szenen erledigt: der ersten und der letzten, in denen der maßvolle, man könnte sagen weise Philinte das erste und das letzte Wort spricht. Die gesunde Vernunft dient der Gestalt des Misanthropen als Folie, setzt ihn ins Unrecht. Und doch kann kein Zweifel bestehen, daß auch der Misanthrop eine Projektion eines Teiles der Persönlichkeit des Dichters darstellt, wie der Tartüff, der Geizige, der eingebildete Kranke u. a.; man darf sagen, um so weniger, als die Gestalt des Misanthropen nicht einem bereits vorliegenden literarischen Vorbild nacherfunden wurde, sondern als Molières originelle Erfindung gilt.

Hier ist kein grimmiger, geiziger Vater — wie so oft bei Molière — dargestellt, der die Liebe seiner Kinder stört,[1] kein Haustyrann, der sich

1) Vgl. Ludwig Jekels: „Zur Psychologie der Komödie". Imago XII, 1926, Heft 2/3.

gegen die Seinen mit einem Tartüff verbündet, kein böser Hypochonder, sondern einer, der seine eigene Liebe stört, einer, der nicht zu lieben versteht. Auch Molière ist vor allem ein Wahrheitsager und Weltverbesserer, aber ein heiter spottender Satiriker, der in seinen Komödien die Bösewichter lächerlich und unschädlich macht. Ein Dichter der Liebe hingegen ist er nicht, die Liebesbeziehungen in seinen Komödien sind nur schematisch, er hat das Thema der Liebe nicht bereichert. Wie unnatürlich ist es, daß Philinte auf die geliebte Eliante so leicht zugunsten Alcestes verzichten will! Ist das überhaupt Liebe!? Treffsicher aber ist die Schilderung der Eifersucht, wie selbsterlebt vom Dichter. Er war als Jüngling lange an seine Schwester fixiert, wird berichtet; hat erst mit vierzig Jahren das neunzehnjährige Fräulein Béjart geheiratet, „eine Schwester", nämlich die seiner Freunde Béjart. Sie war neunzehn Jahre alt und keine Schönheit; Molière ließ sich von ihr betrügen. Sind auch die Stoffe seiner Stücke oft entlehnt und nachgedichtet, das Thema der Erziehung zur Ehe, der Abarten der Frauen, des Ehebruches sind bevorzugt. Die Eifersucht hat Molière mit merkwürdiger Vorliebe behandelt. Eine Art Wahlverwandtschaft, sagt ein Biograph, schien ihn zu deren Studium hinzuziehen. Hier brauchte er wohl nicht erst seine Umgebung zu belauschen und zu durchforschen.

Nur ein Genius kann eine Gestalt, wie den Misanthropen schaffen, so in die innersten Tiefen der Seelen, die geheimsten Regungen eindringen.

Doch ist ein Teil der Technik seiner Karikatur — Übertreibung. Wie mit der *Laterna magica* hat der Dichter in sich Gefühltes hier vergrößert, vergröbert abgemalt. Hier liegt die Gefahr, daß eine misanthropische Kritik, die Analogie mit wissenschaftlicher Beobachtung und Erfahrung erwartet, „nicht zufrieden" ist.

Laune wird in dieser Vergrößerung des karikierenden Satirikers fast — zur Neurose, der Hagestolz fast — zum seelisch Gehemmten, ein Charakter wie Alceste fast — zur Psychose. Launen, Charaktere, Neurosen — alle wachsen aus demselben allgemein-menschlichen Material, in der Universalität des Genius sind sie alle enthalten, werden zu die Menschheit erschütternden, erhebenden, amüsierenden dichterischen Gestalten hinausprojiziert. Die Psychoanalyse, die Exzeß- und Defektbildungen der Charaktere abzuschleifen die Macht hat, könnte — rechtzeitig zu Hilfe gerufen — sozusagen alle dramatischen Konflikte verhindern, dem Spott und Unverstandenbleiben ausgesetzte Personen davor behüten, ihr tragisches Ende aufhalten. Gestatten wir uns die Überhebung einer Zukunftsphantasie: die Psychoanalyse wird einstens die seelischen Konflikte der Tragödie ver-

hindern, die Figuren der satirischen Komödie verschwinden lassen. Ist erst[1] „die vollkommene Umwertung des Psychischen geglückt, das unzweckmäßig verdrängte Unbewußte bewußt geworden, dann wird der unkünstlerische Übermensch, leicht und stark wie ein ‚Gott', mitten im Spiel des Lebens stehen und seine ‚Triebe' mit sicherer Hand lenken und beherrschen".

1) Otto Rank: „Der Künstler" (Imago-Bücher I).

Über die Symbolik der Kopftrophäen

Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 30. November 1927

Von

Marie Bonaparte

Paris

I

Die Redensart vom „gehörnten Ehemann"

Als Ausgangspunkt wollen wir ein kleines Problem wählen, das schon seit geraumer Zeit Forschern viel Kopfzerbrechen verursacht. Schon im Altertum und noch heute, bei den meisten zivilisierten Völkern, stattet die Volksironie den betrogenen Ehemann mit Hörnern aus. Nun sind aber die Hörner ein Merkmal der Kraft, bei vielen Tiergattungen sogar das der Männlichkeit und bei vielen Religionen auch das Kennzeichen der mächtigsten Götter. Auf welchem Umwege mag dieses Attribut der Männlichkeit dazu gekommen sein, in den Augen des Volkes gerade die Schwäche, die Blindheit, das Unvermögen des betrogenen Ehemannes zu symbolisieren?

Denn der Ehemann z. B., der Rache nimmt und tötet, gilt weder dem Franzosen als „*cocu*", noch dem Deutschen als „Hahnrei" und auch der Volksmund wird ihm keine Hörner aufsetzen. Nur den hintergangenen Ehemann trifft das Volk mit dieser Bezeichnung.

Wir stellen das Problem am besten dar, wenn wir zunächst Hermann Schrader („Der Bilderschmuck der deutschen Sprache", Artikel „Das Horn", 7. Ausgabe, S. 107 ff. Berlin 1912) zitieren. Nachdem er verschiedene Hornsymbole geschildert hat, die das Horn mehr oder weniger als Kennzeichen der Kraft und Macht erscheinen lassen, sagt Schrader:

„Die schwierigste Deutung haben wir bis zuletzt aufgespart. Man sagt von einer Frau, welche ihrem Manne die eheliche Treue gebrochen hat, sie habe ihm Hörner aufgesetzt, ihn gehörnt, auch wohl, ihn mit einem Hirschgeweih gekrönt. Daher die Worte Hörnerträger, Hörnerdreher. Man hat den seltsamen Ausdruck oft recht ungeschickt zu erklären versucht.

a) Körte. Der griechische Kaiser Andronicus (1183) lebte mit den schönsten Frauen seiner Residenz im vertrautesten Umgange und verlieh deren Männern, um sie leichter zu beseitigen, die Jagdgerechtsamkeit. Das Zeichen derselben war ein Hirschgeweih am Hause. Die Männer freuten sich der Auszeichnung und die Weiber verschafften sie ihnen um so lieber.

b) Wenn man junge Hähne zu Kapaunen macht, so wird ihnen der Hahnensporn abgeschnitten und auf die Stirn versetzt. Dieser heißt dann das Horn der Kapaunen. Dieses Bild würde aber auf eine *impotentia* des Mannes hindeuten — was doch hier ganz fern liegt.[1]

c) Das Wunderlichste hat wohl Wurzbach zusammengetragen. Er sagt: ‚Horn ist harte Haut. Horn im Angelsächsischen ist *hyrn*, d. h. Hirn. Das Aufwachsen solcher ist Wirkung eines kranken Gehirns. Gehörnte und Schwachköpfe sind identisch. Das griechische κέρας (Horn) ist mit *cervus* (Hirsch) verwandt. *Hornung* bedeutete ein uneheliches und außereheliches Kind, das logisch auf einen hörnertragenden Vater zurückführt.‘ Das sieht gelehrt aus, aber — es sieht bloß so aus. Er möchte sich übrigens für die Deutung *a)* entscheiden.

d) Der sonst oft so scharfsinnige Dr. Brinkmann sagt: Der Grund dieser Metapher muß in folgendem Charakterzuge des Bockes zu suchen sein. ‚Der Bock ist‘ — sagt Buffon — ‚ein ziemlich schönes Tier, sehr kräftig und sehr heißblütig; ein einziger Bock kann während zwei oder drei Monaten mehr als hundertfünfzig Ziegen genügen; doch dauert diese Glut, die ihn verzehrt, nur drei oder vier Jahre und diese Tiere sind mit fünf oder sechs Jahren vollkommen erschöpft und ganz alt.‘ — Den Vergleichungspunkt findet er in der Eifersucht. — ‚Die Eifersucht aber muß um so mehr aufgeregt werden, je heißer die Liebe war.‘

e) Weber im ‚Demokrit‘ sagt: Im romantischen Mittelalter setzten die Damen ihren Rittern, wenn diese ins Feld zogen, die Helme auf, welche häufig Hörner verschiedener Tiere zur Zierde hatten. Wenn nun der Geliebte fortgezogen war, so hatte die alleingelassene Dame gar oft Langeweile zu Hause und suchte sich diese durch anderweitige angenehme Gesellschaft zu vertreiben, und so wurde denn die Redensart: Hörner aufsetzen, allmählich gleichbedeutend mit untreu werden. — Allzu gesucht! Wohl nur sehr wenige Helme hatten Hörner und wohl nur sehr wenige Frauen setzten dem scheidenden Manne den Helm auf, was

---

1) V. Tolnai, in der Zeitschrift „Magyar Nyelv“ XVIII, 1922, S. 128, schreibt: „Hörner trugen nämlich unter dem Federvieh die Kapaune. Beim Kastrieren schnitt man dem jungen Hahn auch Sporen und Kamm ab. In die frische Wunde am Kopf wurden dann die Sporen gelegt, so daß die Wunde vernarbte und die Sporen festhielt.“ „In Ungarn ist dieser Brauch im sechzehnten Jahrhundert belegt. Falls die als Hörner aufgesetzten Sporen abfallen, macht man andere Hörner aus Wachs. Auf alle Fälle sind die Hörner vergoldet und das Tier wird mit diesen Hörnern serviert.“

sicherlich der Ritter meist selber tat. Und wenn auch, so bleibt eine tiefe Kluft zwischen Tun und Bedeutung.

f) Dr. M. Heyne sagt: Diese Redensart scheint die unverstandene Erinnerung an eine im Mittelalter verbreitete, auch poetisch dargestellte Erzählung zu enthalten, nach welcher der Zauberer Virgilius zu Rom ein Erzbild gefertigt hatte, das jeder wegen Untreue angeklagten Frau, die ihm die Finger zum Schwure in den Mund legte, dieselben abbiß; die Untreue der Frau selbst aber ward angezeigt, indem ihrem Manne ein Horn aus der Stirne wuchs. — Wir meinen jedoch, daß diese Geschichte des Mittelalters erst auf die schon vorhandene, weit ältere Redensart aufgebaut ist.

g) Den Weg zur richtigen Deutung kann uns die Tatsache zeigen, daß schon bei den alten Griechen unser Bild und unsere Redensart sich findet. Κερατίας und Κερατάς ist ein Gehörnter, und κερασφόρος (*sc.* ἀνήρ) ein Hörnerträger in unserem Sinne, ebenso κέρατα ποιεῖν τινι, einem Hörner machen. *Cornua viris uxores facere dicuntur hodie, quae adulterantur, quam proverbialem formulam apud veteres perinde usitatum fuisse, Artemidorus testimonio est oneiros.* (Man sagt heutzutage, daß die Frauen, welche die Ehe brechen, ihrem Mann Hörner aufsetzen und es geht aus dem Traumbuche des Artemidorus klar hervor, daß diese sprichwörtliche Redensart schon bei den Alten gebräuchlich war.) (Gesner, I, 12).

Außerdem findet sich das Bild in allen modernen Sprachen, italienisch: *avere le corni,* spanisch: *cornudo,* französisch: *avoir les cornes,* englisch: *to horn, cornuto, wear horns.* Eine solche Übereinstimmung der Anschauung kann nicht wohl aus einer einzelnen lokalen Geschichte hervorgehen; das Bild gehört ja auch schon der alten Welt an. Es muß der Natur selbst, und zwar dem gehörnten Tiergeschlechte seinen Ursprung verdanken, und unter diesem speziell dem bekanntesten, dem Menschen vertrautesten, dienstbarsten, nützlichsten, dem Geschlechte der Rinder. Das ist das Zunächstliegende. Und welches ist dann der charakteristische Zug, den wir an Kalb, Kuh, Ochs in ungezählten Redensarten erkannt haben. Es ist mit einem Worte die Dummheit und Roheit in allen ihren Verzweigungen. Gehen wir der Sache auf den Grund. Wie kommt ein Weib zur ehelichen Untreue? Wir geben in voller Zuversicht die Antwort: unter hundert Fällen trägt neunundneunzig Mal der Mann die Mitschuld. Mag er nun in roher Weise (wie der Pöbel) sein Weib mißhandeln, mag er sie in feinerer, aber innerlich ebenso verletzender Weise durch Worte kränken, mag er kalt und gleichgültig ihre Dienste annehmen und ihrem liebebedürftigen Herzen keine Erwiderung und Stillung geben, mag er geistig tief unter ihr stehen, so daß sie ihn übersieht und keine Hochachtung vor ihm haben kann; oder geht er gar offenkundig in Untreue voran, kurz: zeigt er sich roh und rücksichtslos (dem Rindvieh ähnlich) und gibt durch das alles dem Weibe Reizung zur Untreue und Entschuldigung für Untreue; oder — im umgekehrten Falle — wenn die Schuld allein oder zumeist am Weibe liegt, welches ihn hintergeht und anführt, wenn er in seiner Dummheit nichts merkt und sich anführen läßt: liegt es da nicht sehr nah, daß das Volk, welches sich gern kräftig und derbe ausdrückt, ihn ein Rindvieh, ein Hornvieh nennt, oder sagt: dem ziemen Hörner, der hat, trägt Hörner auf dem Kopf, dem wachsen die Hörner aus dem Kopf? Kurz: die Hörner (des

Ochsen und erst in naheliegender Weiterbildung: das Geweih des Hirsches, lat. *cornua*) sind ein freilich derbes, aber treffliches Sinnbild von der Roheit und Dummheit solchen Mannes."

Schrader verteidigt sodann seinen Standpunkt, indem er daran erinnert, daß bei den alten Griechen κερασφόρος sowohl den Hintergangenen im allgemeinen, als auch den betrogenen Ehemann bedeutete. Zum Schlusse fügt er noch hinzu:

„Eine Hindeutung auf unsere Auffassung finden wir auch in Petron (39), wenn er von Verzagten scherzweise sagt, *illis prae mole sua cornua nasci* (daß ihnen vor Angst Hörner wachsen)." — Bei Artemidoros (aus Ephesos, zur Zeit der Antonine) findet sich der Satz: „Deine Frau wird (ihrer Neigung) eine Richtung zu geben wissen und dir, wie man zu sagen pflegt, Hörner aufsetzen."

Auf diese Weise zeigt uns Schrader die verschiedenen, ihm bekannten Lösungen des Problems, das uns beschäftigt, und fügt dann noch eine eigene hinzu. Wir werden später sehen, was wir davon zu halten haben. Wir wollen nur noch einen Autor zitieren, A. J. Storfer, und zwar eine Stelle seines Buches über „Marias jungfräuliche Mutterschaft". Berlin 1914. (Anmerkung von S. 107):

„Das Gehörntsein als Symbol des betrogenen Ehemannes steht mit dem Horn als sexuelles Machtsymbol scheinbar in Widerspruch. Die Erklärung von Bolte (Bilderbogen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Z. d. Ver. f. Volksk. 19, 65), ‚Du bist unter dem Zeichen des Steinbocks geboren und zum ehelichen Unglück bestimmt', halte ich für nicht befriedigend. Sittl (Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig 1890) knüpft an Artemidoros 2, 12, ‚Träumest du von einem Widder, so treibt deine Frau Unzucht' an und deutet die alte Form des Symbols, die römische Sitte, jemand durch die Gebärde des ausgestreckten kleinen und des Zeigefingers zu beschimpfen, indem er ihr den Inhalt unterlegt: ‚Deine Frau hat zwei Männer.' Die symbolische Gleichung ‚Finger = Penis' spricht zwar für diese Erklärung, gegen sie aber ist einzuwenden: Die Zweizahl ist nicht das Wesentliche für diesen Symbolismus, und nur bei dem Einhorn könnte die Zahl, als von der gegebenen zoologischen Anschauung abweichend, als entscheidender Faktor gelten; zudem ist ja auch die Zweimännerzahl für die ‚Unzucht der Frau' völkerpsychisch nicht typisch; es hieße mythisches Material durch moderne Brillen betrachten, wollte man im völkerpsychischen Ehebruch just ‚dreieckige Verhältnisse' sehen. Daß die Zweizahl im römischen Hörnergestus nicht ohne Bedeutung ist, beweist, daß auch ein vorgestreckter Finger als Schimpf galt (vgl. oben S. 35). Während aber Einenfingerstrecken bloß das symbolische Phallusstrecken schlechthin war, so war das Zweifingerstrecken eine Anspielung auf das Gehörntsein, beziehungsweise auf gewisse phallische (gehörnte) Tiere. Der Ziegenbock ist ein phallisches Tier, aber eines, das (wie Affe und Esel) die verpönte hetärische (mutterrechtliche) Sexualität im Gegensatz zu dem phallisch-vaterrechtlichen (Adler,

Stier usw.) symbolisiert. Die männlichen Symboltiere der hetärischen Sexualität kennzeichnen sich dadurch, daß sie als verpönt (Teufel, Schlange im Sündenfall) oder lächerlich (ob ihrer Geilheit: Bock, Esel) gelten. Gehörntsein ist also ursprünglich nicht das Symbol des Betrogenseins, sondern des hetärisch freien, ehelosen Geschlechtsverkehrs. Aus der Tatsache, daß in der vaterrechtlichen Gesellschaftsordnung sich in bezug auf den Ehebruch des Mannes und den des Weibes eine ‚doppelte Moral' entwickelt hat, daß der Ehebruch des Mannes als der weitaus harmlosere gilt, folgt nun, daß die Anspielung (durch das Zeichen des Ziegenbockes) auf die Geilheit, auf den außerehelichen Geschlechtsverkehr, besonders in der Beziehung auf den Ehebruch des Weibes bedeutsam, höhnisch, beleidigend wird. (Der Hörnerjahrmarkt am Sankt-Lukas-Tag zu Carlton in der Grafschaft Kent — vgl. Bourke-Krauß-Ihm, a. a. O. 374 — scheint auch ein Fest hetärischer Freiheit, wie Eselsfest, Narrenfest, Karneval usw. zu sein.) — Ein Pendant des Symbols des Gehörntseins ist das Eselsohr. Der bekannte Eselsohrgestus (auch hier spielt die Zweizahl keine Rolle) ist dem Symbol des Gehörntseins nahe verwandt. Vgl. den Abschnitt ‚Esel'."

Wir haben also nach den Deutungsversuchen eines Autors der voranalytischen Zeit (Schrader) jene eines Autors angeführt, der mit der Psychoanalyse vertraut ist (A. J. Storfer). Aber diese Erklärungsversuche können uns nicht befriedigen, denn wir haben nicht das Gefühl, daß sie zum Kern dieses Problems vordringen. Die Aufgabe der Problemstellung bleibt aufrecht, und es ist nun an uns die Reihe, sie richtig anzugeben; wozu wir allerdings vorerst einen Umweg machen müssen.

II

Die heroischen Hörner

Im „Archiv für Religionswissenschaft" (Bd. XV, 1912, S. 451 ff.) behandelt I. Scheftelowitz „Das Hörnermotiv in den Religionen". Nachdem er die verschiedenen Tierformen aufgezählt hat, welche die Götter der Ägypter, Babylonier, Hebräer, Araber, Inder, Perser, Griechen, Römer, Gallier, Germanen und Japaner angenommen hatten, behandelt er (vgl. S. 456 ff.) „die Hörner am Haupte der Götter, die als Überreste ihrer ursprünglichen Tiergestalt die Symbole der übermenschlichen Kraft geworden sind".

Von primitiven Tiergestalten, — schreibt Scheftelowitz, — die ursprünglich ganz deutlich die physische Kraft der Götter verkörperten, blieben nach und nach nur die Hörner, als Symbole der Kraft und Macht, übrig.

„Hörner sind zunächst bei solchen Göttern, die auch als Stiere aufgefaßt worden sind, ganz selbstverständlich. So werden die zwei Hörner des Agni, der als Stier bezeichnet ist, häufig erwähnt. Atharvaveda VIII, 3, 25, heißt es: *ye te śṛinge ajáre jātavedas tigmáhetī bráhmasamśite, tābhyām durhā́ram abhidā́santam kimīdínam pratyā́ñcam arcísā jātavedó vi niksva.* ‚Mit deinen beiden Hörnern, o Jatavedas (= Agni), die unvergänglich und eine spitze Waffe sind und von Brahma geschärft sind, durchbohre den lästigen Feind, den heranstürmenden Unhold mit deiner Flamme.‘ Noch im Buddhismus hat der Totengott Yama Stierhörner auf dem Haupte. Der Bodhisatva Manjusri, der den Totengott Yama bändigt, als er Tibet entvölkerte, hat auf seinem Haupte zwei gewaltige Stierhörner. Der Göttervogel Garuda hat einen blauschwarzen Kopf mit zwei Hörnern. Sämtliche babylonischen menschengestalteten Götter tragen eine mit Hörnern versehene Kopfbedeckung als göttliches Abzeichen. So hat Asur auf seinem Haupte zwei Stierhörner, dagegen Ramman vier Stierhörner, von denen zwei nach vorn, zwei nach hinten gebogen sind. Ebenso ist der phönizische Ba'al Hamman mit Widderhörnern am Kopfe dargestellt. Im prähistorischen Ägypten kommen zwei abwärtsgebogene Hörner als Göttersymbole vor. Auch in der griechischen und römischen Mythologie sind vielfach die Hörner als die letzten Überreste aus der Zeit, in welcher die Gottheit in Gestalt eines gehörnten Tieres verehrt wurde, übrig geblieben. So sind Acheloos und die übrigen griechischen und römischen Flußgötter, die man sich ursprünglich in Stiergestalt dachte, auf späteren Münzen als Menschen mit Stierhörnern abgebildet. Pan, der ursprünglich als Bock verehrt war, wurde im Laufe der Zeit immer mehr vermenschlicht und behielt von seiner ehemaligen Tiergestalt schließlich nur noch die Hörner zurück. Dieselbe Entwicklung machten auch die ursprünglich bockgestaltigen Satyrn durch, an deren tierische Gestalt in jüngerer Zeit nur noch die Hörner erinnern. Ebenso wurden die jonischen Silene, die ursprünglich Pferdegestalt hatten, in der praxitelischen Zeit nur noch durch ihre gespitzten Ohren gekennzeichnet. Der von dem griechischen stiergestaltigen Dionysus beeinflußte römische Gott Bacchus hat nur noch Hörner. Bilder von gehörnten Kentauren sind in Cypern gefunden. Viele altgallische Götter haben Hirschhörner. Derartigen menschengestalteten Göttern mit Hörnern am Haupte begegnet man auch bei den Indianern. So ist auf der Trommel des Medizinmannes aus Missouri, womit er Krankheitsdämonen verscheucht, ein Götterkopf dargestellt, der mit zwei Hörnern und kurzen Strahlen versehen ist. Der Kriegsgott und die Kriegsgöttin der Dakotas haben zwei mächtige Hörner auf dem Haupte. Ebenso haben verschiedene andere Götter der Dakotas zwei Hörner, wie der Sonnengott. Den göttlichen Herrscher der abgeschiedenen menschlichen Seelen, Unkatahe, stellen sie sich als ein Wassertier mit zwei Hörnern dar. Eine andere amerikanische Gottheit hat die Gestalt eines Panthers, der auf seinem Kopfe die zwei Hörner trägt. Der schützende Hausgeist der nordamerikanischen Indianer hat ebenfalls zwei Hörner auf seinem Haupte. In der Magik der Indianer spielen gehörnte überirdische Wesen eine große Rolle. Der amerikanische Gott Nanabush, der Schöpfer der Geister, ist ebenfalls gehörnt. Eine Götterfigur der Hopi-Indianer hat auf dem

Haupte zwei kleine Hörner, während sie in der Hand ein Hirschgeweih trägt. Viele bei den Festen der Hopi-Indianer verwendete Masken, durch welche gewisse Götter personifiziert sind, tragen auf dem Haupte meistens zwei Hörner, die teils senkrecht auf dem Haupte stehen, teils Büffelhörner, Kuhhörner, Schafhörner oder Hirschgeweih sind. Einzelne tragen auf dem Haupte nur ein Horn, andere tragen in der Hand Geweih von Elch und Hirsch."

Scheftelowitz spricht sodann von Dämonen, von bösen Geistern, die in fast allen Religionen mit Hörnern ausgestattet sind, was uns nicht überraschen kann, da doch die Dämonen sozusagen die „Kehrseite der Götter", gefallene Götter, darstellen. Weiter unten schreibt er (S. 464 ff.):

„Die ältesten Sprachdenkmäler beweisen, daß Hörner das Symbol der Kraft und Macht sind. Als der König Ahab vor Beginn des Kampfes mit den Syrern die Baalpriester um den Ausgang der Schlacht befragte, machte sich einer von ihnen zwei eiserne Hörner und sprach: ‚Mit diesen (Hörnern) wirst du die Syrer niederstoßen, bis du sie völlig vernichtet hast.' Der kräftige Stamm Josef wird (5. M. 33, 17) mit einem ‚erstgeborenen Stiere von majestätischem Aussehen' verglichen: ‚Seine Hörner sind wie die Hörner des Tieres Reēm, mit denen er die Völker insgesamt niederstößt.' Die pflichtvergessenen Fürsten werden (Ezechiel 34, 21) mit mächtigen Hörnern tragenden Böcken verglichen, die mit ihren Hörnern die Schwachen zurückdrängen und nach außen versprengen. Auf einem altägyptischen Denkmale wird ein mächtiger König, der seine Feinde bezwingt, als ein gewaltiger Stier dargestellt, der mit seinen Hörnern nicht nur die Feinde, sondern auch die Wälle einer feindlichen Stadt niederstößt. Daher waren die assyrischen Standarten mit zwei Stierhörnern versehen, die den Feind niederschlagen sollten."

„Wegen ihrer Stärke werden darum die Helden mit Stieren und Löwen verglichen, so z. B. bei Homer. Als ein äußeres Zeichen ihrer Stärke trugen deshalb auch die Krieger Hörner auf den Helmen. So waren die Helme der altgriechischen Krieger, der Etrusker, Gallier und Angelsachsen häufig mit Hörnern verziert. Die im altägyptischen Grabe des Seti I abgebildeten libyschen Krieger haben eine Kopfbedeckung mit zwei Hörnern. Die Krieger der afrikanischen Neger tragen ebenfalls Hörner am Kopfe. Die Negerkrieger an den Nilquellen tragen sogar ein ganzes Tierfell (gewöhnlich Antilopenfell), dessen Kopfstück nebst Hörnern über das Haupt des Kriegers gestülpt ist. Römische Soldaten erhielten als äußere Auszeichnung ein *corniculum*, ‚einen hornförmigen Ansatz am Helme'. Ein mit solchen Ehrenhörnchen ausgezeichneter Soldat hieß *Cornicularius.* Das Haupt eines siegreichen Helden scheint noch zu Shakespeares Zeiten mit Hörnern geschmückt worden zu sein, vgl. Shakespeare, As you like it, Act IV, sc. 2: *Let's present him (the killed deer) to the duke, like a Roman conqueror; and it would do well to set the deer's horns upon his head for a branch of victory.* Auch die Kopfbedeckungen der Indianer haben zuweilen zwei Hörner."

„Daß das Horn schon in sehr alter Zeit als äußeres Merkmal für die Stärke, womit das mächtige Tier alles Feindliche niederwirft, aufgefaßt wurde

und somit die wuchtige Kraft das dominierende Element in der Vorstellung von dem Ausdruck Horn bildete, beweist der Begriffswandel dieses Wortes. ‚Horn' hat in mehreren Sprachen auch die Bedeutung ‚Stärke, Macht' erhalten, so im Hebräischen *(qeren)*, Altindischen *(śr̥ṅga)* und Lateinischen *(cornu)*. Der schwergeprüfte Hiob ruft aus: Meine Macht *(qeren)* liegt im Staube (Hiob 16, 15); vgl. Amos 6, 13: Wir haben uns Macht *(qeren)* verschafft; Jerem. 48, 25: Zerbrochen ist Moabs Macht; Ps. 148, 14: Er erhöht die Macht seinem Volke. Das Horn in seiner eigentlichen Bedeutung und als Merkmal der Machtfülle kommt in Ps. 92, 11, klar zum Ausdruck: Du erhöhst mein Horn wie das Horn des Tieres Reēm. In diesem Sinne sagt auch der Midraš Ēkā Rabbā II, 3: Zehn Hörner gibt es in Israel: 1. das Horn Abrahams; 2. das Horn Isaaks; 3. das Horn Josefs; 4. das Horn Moses'; 5. das Horn des Gesetzes; 6. das Horn des Priestertums; 7. das Horn des Levitentums; 8. das Horn der Prophetie; 9. das Horn des Tempels; 10. das Horn Israels. Andere Gelehrte setzen für letzteres das Horn des gesalbten Königs ein. Alle diese Hörner wurden dem Volke Israel aufs Haupt gesetzt, aber als sie gesündigt hatten, wurden sie ihnen wieder abgenommen, wie es heißt (Ēkā 2, 3): Gott hieb ab in heißem Zorne Israels ganzes Horn; und sie wurden alsdann den heidnischen Völkern gegeben. Im Altindischen vgl. Rgv. VIII, 86, 5: Die Macht des Rechts *(śr̥ṅgaṃ r̥tasya)* hat Gott Savitar weit verbreitet. Viele Belege über lat. *cornu* im Sinne von ‚Kraft, Macht' sind im Thes. Ling. Lat. IV, Sp. 973, enthalten."

An einer anderen Stelle befaßt sich Scheftelowitz mit den Hörnern auf dem Haupte der Könige und Priester als Symbol göttlicher Macht (S. 471 ff.):

„Bei den Orientalen und vielen primitiven Völkern herrschte die Anschauung vor, daß der König die Inkarnation eines Gottes sei. So haben assyrische Fürsten zwei Hörner auf ihrer Kopfbedeckung, wie sie sonst bei den Göttern üblich sind. Gemäß einer römischen Sage wird die Königswürde durch Hörner auf dem Haupte angedeutet. So soll der Praetor Genuvius Cipus, als er bei seiner Rückkehr von einem siegreichen Feldzuge in einen Fluß blickte, Hörner auf seinem Haupte bemerkt haben. Die Haruspices, die er darum befragte, sagten ihm, daß Hörner die ihm in Rom bevorstehende Königswürde bedeuteten. Da er aber als Republikaner niemals König sein wollte, ging er freiwillig in die Verbannung, weshalb die Römer aus Dankbarkeit sein gehörntes Bild in das Tor einmeißeln ließen. Alexander der Große, der den Beinamen hatte, ‚der mit Hörnern versehene', sagt in der Alexanderlegende zu Gott: ‚Ich weiß, daß du meine Hörner auf meinem Haupte hast wachsen lassen, daß ich die Reiche der Welt zerstoße.' Bei den nordamerikanischen Indianern sind die Häuptlinge an ihrem Kopfe häufig mit Hörnern geschmückt. Der Häuptling der Iroqois-Indianer trug als Zeichen seiner Würde Hörner, die nach seinem Tode von dem Oberhäuptling auf dem Grabhügel an der Stelle, wo sein Kopf unten ruhte, niedergelegt wurden. Erst bei der Einsetzung seines Nachfolgers wurden diese Hörner vom Grabe genommen und dem neuen Häuptling aufs Haupt gesetzt. Auch in Durban tragen die Kaffir-Häuptlinge Hörner auf ihrem Haupte."

„Die Priester, welche die Stelle der Götter vertraten, nahmen bei zeremoniellen Ausübungen die äußere Gestalt der Götter an, die sie repräsentierten. Daher trugen die sumerischen und babylonischen Priester zwei Hörner auf ihrer Kopfbedeckung. Die Salier, die römischen Priester des Mars, hatten einen Hornansatz auf ihrer Mütze. Gehörnte Mützen tragen auch die Priester (Schamanen) vieler primitiver Völker, so die der Kamaschinzen (Sibirien), der Musquakie-Indianer (Nordamerika). Die Priester der Amurvölker haben ein eisernes Hirschgeweih als Kopfschmuck. Eine mit vielen Hörnern versehene Kopfbedeckung, welche die Sonne darstellen soll, wird von den chinesischen Priestern getragen. Die Priester und Zauberer vieler afrikanischer Negerstämme sind mit Antilopenhörnern ausgestattet, da sie glauben, daß man durch sie im Kampfe gegen die Geschosse der Feinde gefeit und auf der Jagd vor den Krallen der wilden Tiere und im gewöhnlichen Leben vor Krankheitsdämonen geschützt sei."

Scheftelowitz spricht sodann von Hörnern als Schmuck der heiligen Altare in verschiedenen Religionen. Der alte Altar der Hebräer war z. B. mit vier Hörnern ausgestattet, die mit dem Blut der Opfertiere eingerieben werden mußten. Dann geht er auf das Horn über, das als Amulett gegen Dämonen und den bösen Blick verwendet wurde. (Wir werden uns übrigens bald mit diesen magischen Hörnern befassen.) Er schließt, indem er noch das Windhorn, dem auch eine magische Macht gegen Dämonen zugeschrieben wird, und das Füllhorn erwähnt.

Das Ergebnis des Überblicks über die Arbeit von Scheftelowitz ist dasselbe, das wir auch aus jeder anderen Arbeit gewinnen würden, die das Material über das Hörnermotiv darbietet. Seit den ältesten Zeiten hat der Mensch das Horn als ein souveränes Symbol der Macht betrachtet. Einen realen Anhaltspunkt für diese Vorstellung bietet die wirkliche Beobachtung der gehörnten Tiere, bei denen das Männchen die schönsten Hörner trägt, die ihm als Angriffs- und Schutzwaffe dienen. Unter den Totemtieren der primitiven Stämme finden wir häufig gehörnte Tiere. Doch im selben Maße, in dem sich der Mensch zivilisierte, wurden die Göttergestalten immer weniger tierähnlich. Selbst an Stelle der Götter mit Menschengestalt und Tierköpfen, treten Götter mit Menschengesichtern, bei denen manchmal nur mehr die Hörner erhalten geblieben sind. Das kommt daher, weil die Menschheit in ihrer Gesamtheit dieselbe Entwicklung durchmacht, die jeder Einzelne individuell durchmacht. Für die primitive Undifferenziertheit, die gleich dem Kinde, alles was sich bewegt und lebt, sei es nun Mensch oder Tier, vermengt, kann das Eine ebenso ein Anderes vorstellen, dank der vermittelnden Vorstellung einer Eigenschaft, — z. B. der Kraft, — die beiden eigentümlich ist.

In den Tierphobien der Kinder sind die Tiere meistens ein Vaterersatz und in den Totemkulten ist der Totem der Vater des Stammes. (Vgl. Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben, Ges. Schriften, Bd. VIII, und Totem und Tabu, Ges. Schriften, Bd. X.) Doch vollzieht sich die Wiederkehr des Verdrängten, der primitiven Vorstellung, in der Geschichte der Menschheit gerade so wie in einer Neurose, und der Mensch kommt nach und nach in den Götterbildern, an Stelle der Tiere zum Vorschein, wobei er oft vom ursprünglichen Totem nichts zurückbehalten hat als einige Merkmale, von denen das Horn das bedeutsamste ist.

III

Die magischen Hörner

Hier müssen wir noch einmal auf die Abhandlung von Scheftelowitz zurückgreifen. Im VII. Kapitel (S. 474 ff.) über „Hornamulette zur Abwehr von dämonischen Einflüssen und zur Überwindung feindlicher Angriffe", schreibt er:

„Figuren gewisser, mit natürlichen Waffen ausgestatteter Tiere, wie auch einzelne charakteristische Teile davon, dienen häufig als Abwehrmittel gegen dämonische Einflüsse, so die Hörner des Stieres, Hirsches, Widders, der Ziege, der Antilope, des Renntieres, ferner die Krallen und Zähne oder der zahnbesetzte drohende Rachen des Löwen, Tigers, Bären, Krokodils, Haifisches, Hundes, ebenso die Stoßzähne des Elefanten und Ebers. Selbst der Giftzahn und stiere Blick der Schlange, der scharfe und spitze Schnabel von Vögeln, wie Adler, Hahn, Schwan, und der Giftstachel des Skorpions, bieten Schutz vor dämonischen Angriffen."

„Figuren von Stieren und gehörnten Löwen dienen den Hindus als Schutzmittel vor dämonischen Einflüssen. Die beim Shivakult verwendeten Gebetschellen sind meist mit einem Stierbild versehen."

„Aus der ältesten ägyptischen Zeit sind uns zahlreiche Stierkopfamulette erhalten, deren Hörner häufig abwärts gekrümmt sind. Denselben Zweck hatten die in den mykenischen Schachtgräbern gefundenen Goldplättchen, welche Stierköpfe darstellten, die zwischen den Hörnern noch Doppelbeile hatten. Durch das angefügte göttliche Symbol der Doppelaxt soll die magische Wirkung des Hornes verstärkt werden. Auf dem Henkel einer Silbervase mykenischer Zeit aus Cypern sind Rinderköpfe abgebildet, die solche abwärts gekrümmte Hörnerpaare haben, wie sie auch bei den ägyptischen Amuletten vorkommen. Ebenso sind bei einem Kuhkopfamulett aus Santa Lucia die Hörner nach abwärts gebogen. In einem römischen Grabe, nahe bei der Feste Asperg, fand man

neben etruskischen Schalen ein goldenes Amulett in Form eines Hornes mit einem Stierkopf, der an der Schnauze ein kleines Loch zum Anhängen hat. Zum Schutze gegen dämonische Gewalten sind antike Lampen mit Stierfiguren versehen. Mehrere antike Amulette haben die Form zweier symmetrisch miteinander verbundener gehörnter Tierköpfe. Aber auch einen menschlichen, bärtigen Kopf mit Stier- oder Widderhörnern, sehen wir auf dem Harnisch an der Stelle des Gorgonenhauptes und am Helm. Gehörnte Mannsköpfe brachten bereits die Etrusker an Schilden an. In Griechenland werden Münzen mit dem Kopfe Alexanders des Großen, der mit Widderhörnern versehen ist, als Schutzmittel getragen. Amulette, die einen Stierkopf darstellen und aus prähistorischer Zeit stammen, wurden in Ungarn und bei Fehrbellin (Brandenburg) gefunden. Kleine, römische Stierköpfe (aus Bronze), mit einem Loch zum Aufhängen, wurden in Köln ausgegraben. In Schwaben schützt man das Haus vor Dämonen, indem man Ochsenköpfe mit Hörnern an dasselbe hängt. An dem obersten Dachraum alter Häuser im Schwarzwald, Schwaben, Franken, Westfalen und Baden sind zwecks Bannung von Gewittern, bösen Geistern und Flüchen Stierköpfe oder Roßköpfe angebracht, welche die Niedersachsen in Ornament verwandelt haben. Glaubt man in Esthland, daß etwas im Hause bezaubert sei, so läßt man alle Geräte von einem Stier anstarren. Stierschädel mit Hörnern finden sich nicht selten an prähistorischen Wohnplätzen in der Art zugerichtet, daß man daran denken darf, sie seien zum Anheften etwa an einer Hütte bestimmt gewesen. Solche Stücke wurden in bronzezeitlichen Pfahlbauten gefunden. Die alten Pfahlbauten der Schweiz ergaben einfache Hörnerpaare."

„Das Horn als der wesentliche Teil des Tierkopfes ist in allen Erdteilen, wo gehörnte Tiere vorkommen, also in Europa, Asien, Afrika und Amerika ein sehr verbreitetes Amulett. In alten bergischen Häusern sind zum Zwecke der Abwehr von Unheil häufig Hornfiguren angebracht. Vereinzelte Reste von diesem uralten Brauch haben sich auch in Sachsen erhalten. In Böhmen schützt das Horn des Ziegenbockes das Haus vor Ratten und Mäusen. Im achtzehnten Jahrhundert waren die Giebelbretter bei Augustenburg (auf Alsen) noch wie Ochsenhörner geformt, ‚ähnlich den jetzigen auf der dänischen Insel Lolland'. Sie erinnern am bestimmtesten an das altsächsische *hornseli* in Heljand, das angelsächsische *hornreced*, das Hirschdach, im Beowulf und an den Herrscherpalast, der *heorot*, d. i. ‚Hirsch' hieß. In Italien sind vor dem Eingang des Hauses und in Schlafzimmern häufig Ochsenhörner als Amulette aufgehängt. Auf einer antiken Stehlampe, die sich im Museum zu Neapel befindet, sind neben dem Skorpion noch zwei Stierhörner zwecks Verscheuchung von Dämonen abgebildet. Im heutigen Italien sind Hörner und Hornbilder ein gewöhnliches Amulett, welches man um den Hals oder an der Uhrkette trägt. Auch Ohr- und Fingerringe sind mit Hornfiguren versehen. Der Italiener, der einen bösen Blick fürchtet, ergreift ein Horn und wendet dessen Spitze nach der Richtung, woher das Unheil kommen soll. Der unsichtbare Dämon wird hiedurch gleichsam niedergestoßen. Der Neapolitaner glaubt schon durch das Aussprechen des Wortes *corno* (Horn) die Dämonen zu bannen. Infolge dieser, dem Horne innewohnender Kräfte wurde es sehr viel zu Heilzwecken verwendet, beson-

ders das Horn der Gazelle *(cornu bubalum)* und das Hirschhorn, indem es zu Asche verbrannt wurde, vgl. Plinius (H. N., XXVIII, 177): *dentes mobiles confirmat cervini cornus cinis.* (Die Asche des Hirschhornes befestigt lockere Zähne.)"

„Die etruskischen Aschenurnen waren häufig mit Hörnern versehen, um die Dämonen davon fernzuhalten. Das Gorgonenhaupt wurde im Altertum noch zur Verstärkung der Wirkung mit Hörnern verziert. Gerade unter den kretischen Funden sind kleine Hörneramulette aus Bronzeblech aufgedeckt, ferner auch zahlreiche gehörnte Geräte. Ein Hörnerpaar aus bemaltem Ton wurde in der Höhle von Patso (Kreta) gefunden. Stierhörner, mit einem Doppelbeile versehen, kommen auf einer mykenischen Vase von Kypros und auf einem Tonsarge aus Palaikastro (Kreta) vor. Mit Hilfe von Tierhörnern wenden die heutigen Albaner und Türken dämonische Einflüsse ab. Das Hörneramulett ist auch in Malta, Spanien und Portugal verbreitet. In manchen Gegenden Portugals sind zur Abwehr des bösen Blickes Ochsenhörner auf Stangen befestigt."

„Hornförmige Ansätze an Tongefäßen sind in Časlau (Böhmen) ausgegraben worden. Bereits die Bronzezeit der Terramare (im westlichen Oberitalien) kennt Doppelhörner als ‚symbolische Aufsätze von Schalenhenkeln'. Altgriechische Gefäße haben neben den Henkeln zuweilen zwei Hörner."

„In Deutschland diente das Horn, wie bereits oben erwähnt ist, vor allem zum Schutze des Hauses vor Dämonen. Nach isländischem Volksglauben fürchten sich Gespenster und sonstige Dämonen vor einem Widderhorn, wenn es verbrannt wird, und Schlaflosigkeit glaubt man in Island dadurch heilen zu können, daß man einem solchen Leidenden ein Ziegenhorn unter den Kopf legt. Dieses Hornamulett ist auch in den jüdischen Volksbrauch übergegangen, wo es die Krankheitsdämonen verscheucht. So heißt es in einem jüdischen Werke, das um 1700 verfaßt ist, ‚Schreit ein Kind unaufhörlich, so lege man unter sein Kopfkissen das Horn einer Ziege, wodurch es zu weinen aufhört. Eine schwangere Frau, die schwere Geburtswehen hat, möge in ihrer Hand das rechte Horn einer Ziege halten, dann wird sie leicht gebären'."

„Auch in den verschiedenen Gegenden Asiens treffen wir das Hornamulett an. In Kleinasien werden hölzerne Hörner an die Mützen der Kinder genäht, wodurch sie vor Dämonen geschützt sind. Im älteren Persien wird ein mit Widderhörnern verzierter Stuhl erwähnt, den der König Kai Kāōs dem Heros Rustem schenkt."

„Das Horn der Gazelle verscheucht in Indien die Xetriya-Krankheit, und als wirksames Schutzmittel vor Dämonen galt das Satavara-Amulett mit seinen zwei Hörnern. Hörner von Schafböcken zieren die Heiligengräber in Turkestan, wodurch die Leichendämonen ferngehalten werden sollen. Aus demselben Grunde sind bei den Alfuren (im Malaiischen Archipel) die Dächer der Totenhäuschen, worin die Gebeine beigesetzt werden, mit zwei Stierhornfiguren versehen. Der Bergstamm der Khassia errichtet vor den Denksäulen ausgezeichneter Verstorbener Holzgerüste, die mit Stierhörnern ausgestattet sind. Bei den Bergstämmen von Assam wird nach einem Begräbnis am Rande des Dorfes ein Pfahlwerk aus gabelförmigen Stöcken errichtet, woran Büffelhörner

befestigt werden. In Flores steht auf dem Grabe eines vornehmen Mannes ein Bambusstock, der mit Hörnern und Karbauenschädeln behängt ist. Hörneramulette trifft man ferner an bei den Jakuten, Malaien und den Kachyen (an der Grenze von China und Birma). Auch japanische und chinesische Fratzen, die als Abwehrmittel gegen die Dämonen gelten, sind gewöhnlich mit Hörnern versehen."

„Der Glaube, daß das Horn ein vortreffliches Schutzmittel gegen dämonische Mächte sei, ist besonders in ganz Afrika verbreitet. Hornartige Amulette, die man sich um den Hals band, sind bereits in altägyptischen Gräbern gefunden. Eine altägyptische Vase ist in Gestalt einer knienden Frau gebildet, die in ihrer Hand ein Horn hat. Das Horn als Abwehrmittel ist in Algerien in Gebrauch, ferner werden bei den Loango, Wanjoro und Bari (am oberen Nil) Hörner als Amulette getragen. In Ostafrika wird zu diesem Zwecke besonders das Antilopenhorn verwendet. Der Fetischdoktor an der Loangoküste trägt eine gehörnte Maske, wenn er die in Wäldern hausenden Dämonen vertreibt. Im Südosten Deutsch-Afrikas bilden Tierhörner die Schutzmittel gegen Verzauberung und Krankheit. Bei den Eweern (Togo) trägt jeder Fürst folgende Amulette bei sich: an der Brust hängen Büffel- und Widderhörner, während das Kleid ringsherum mit Glöckchen besetzt ist. Der Ewe-Neger hängt sich zwei Hörner des kleinen Springbockes als Amulett um, wenn er auf Reisen geht. Diese Hörner bewirken, daß er gute Geschäfte macht. Übrigens ist das Ziegenhorn in Verbindung mit verknoteten Stricken ein wirksames Schutzmittel bei diesen Ewe-Negern. Die Togo-Frauen tragen Hörner als Haartracht, ebenso die Männer der Wabuma (oberhalb Stanley Pool). Die Yolof in Westafrika betrachten das Widderhorn als Fetisch. Will der Eingeborene von Zentralafrika seinen Feind vernichten, so vergräbt er ein Horn unter Aussprechung von Verwünschungsformeln. In Kamerun und M'Pangwe werden Antilopenhörner als Schutzmittel gegen Krankheiten und sonstige schlimme Einflüsse getragen. Hornamulette, die an die Haare gehängt werden, kommen bei den Hottentotten vor."

„Bei den Indianern der Vereinigten Staaten Amerikas werden Hörner und Krallen von wilden Tieren als Amulette verwendet. Zu demselben Zwecke tragen die Chipewyan-Indianer (Nordamerika) Hörner und Zähne auf ihrem Körper. Als Schutzmittel gegen Krankheiten trägt der Shoshone-Indianer Büffelhörner. Die Gros Ventre-Indianer haben bei einem religiösen Tanz ein Ziegenhorn in der Hand, womit sie jeden in der Nähe weilenden Menschen stechen und kratzen. Die Indianer von Neumexiko rüsten sich, wenn sie in den Krieg ziehen, mit den Köpfen und Hörnern wilder Tiere aus. Das Hornamulett diente also zur Überwindung feindlicher Angriffe und zur Abwehr von dämonischen Einflüssen."

„Die gleiche Verwendung wie die Hörner hat auch das Geweih des Hirsches und des Renntieres seit den ältesten Zeiten gefunden. Antike Hirschgeweihamulette sind bei Vindonissa (Schweiz) und in bajuvarischen Gräbern aufgefunden. In Frankreich herrscht der Volksglaube, daß ein Stück Hirschgeweih vor Zauberei und Krankheit schütze. Auch in Süditalien, Andalusien und Persien

wird das Hirschgeweih für ein Abwehrmittel gegen Unheil gehalten. In Norwegen glaubt man, daß ein Stück Renntiergeweih die bösen Geister fernhält. Die Vorstellung scheint bereits in der prähistorischen Renntierzeit geherrscht zu haben. So sind aus jener Zeit viele Fragmente von Renntiergeweih erhalten, die als Amulette gedient haben, deren magische Wirkung noch durch Fischzeichnungen verstärkt wurden. Nach dem Glauben der Ureinwohner Brasiliens wird der Biß einer Giftschlange unschädlich gemacht, indem man ein Stück Rehgeweih, das man geröstet hat, auf die Wunde bindet. Bei den Dajaks (Borneo) wird das Hirschgeweih als Amulett verwendet."

Dieses lange Zitat war unvermeidlich, um die ungeheure Verbreitung des Horns, nicht nur als Heldensymbol, sondern auch als „magische Waffe" zu zeigen. Es geht daraus hervor, daß auch das magische Horn ein „ewig menschliches" Symbol ist, das ungefähr allen Ländern und allen Zeiten angehört.

Die Frage drängt sich uns auf: warum? Worin besteht die magische Eigenschaft, die der Mensch dem Horne zuschreibt?

Sie ist unzweifelhaft gleicher Natur wie die des heroischen Horns. Die heroischen Hörner auf der Stirne der Götter, der Könige, sind die Insignien ihrer Macht. Das kleine Korallenhorn an der Uhrkette des Neapolitaners ist auch ein Abzeichen der Macht. Es ist aber, sozusagen, degradiert, es ist nicht mehr, wie bei den gehörnten Göttern, ein Teil ihres Körpers, ihrer Person, ihres Wesens, sondern es entspricht gewissermaßen einer Trophäe — von der mächtigen Gesamtheit eines anderen höheren Wesens abgelöst, dem man auf diese Weise seine Eigenschaften, seine Kraft geraubt hat, um diese nun für sich selbst zu haben. Dies kommt noch viel deutlicher zutage, wenn die Amulette nicht mittels eines anderen Materials — wie Gold oder Koralle — imitierte Tierhörner darstellen, sondern schlechthin Tiertrophäen sind, wie z. B. die Hörner des Büffels oder des Widders, wie sie bei den Ewe in Togo jeder Negerprinz trägt, oder die Hörner des Ochsen, die in Italien am Tore des Hauses oder im Schlafzimmer angebracht werden.

*

Die Menschen aller Zeiten und aller Länder haben nicht Hörner allein als Amulette besessen, obwohl die große Bedeutung dieses „Fetischs" für die Menschheit nicht abzusprechen ist. Alle möglichen Gegenstände dienten und dienen noch der magischen Verwendung, das Unglück abzuwenden. In seiner interessanten Arbeit über den bösen Blick (Der böse Blick, Berlin 1916) zählt Seligmann den Dreizack, den Schlüssel, das Hufeisen, die Sichel des Mondes, den Nagel eines Tieres, den Zahn, eine Münze, den

Meteorstein, die Form des Auges, die Mandragorawurzel, die Lilie, den Holzschuh und noch viele andere Gegenstände als Amulette auf. Aber aus dieser Aufzählung Seligmanns geht hervor, daß vor allem drei Amulettarten bei den Menschen sehr in Gunst stehen: die Hand, das Horn und der Phallus.

Seligmann schreibt (Bd. II, S. 188):

„Der Phallus oder das männliche Glied war im Altertum ein Hauptmittel gegen die Faszination und wurde deswegen von den Römern auch *fascinum* genannt. Es ist wohl kein Gegenstand so häufig bei fast allen Völkern der Erde dargestellt worden, wie der Phallus, und deshalb müssen wir uns um so mehr davor hüten, in jedem Bilde desselben auch ein Schutzmittel sehen zu wollen."

Demnach teilt der Phallus das Schicksal des Hornes: ebenso wie es heroische und magische Hörner gibt, gibt es heroische Phalli, Merkmale oder Vertreter der größten Götter, wie z. B. Lingam, der auf dem Berge Meru (Seligmann, Bd. II, S. 189) in Indien, in engem Zusammenhang mit dem Shivakult, angebetet wird, und auch magische Phalli, wie z. B. die zahlreichen Phalli, die bei italienischen Ausgrabungen gefunden worden sind und als Amulette getragen wurden.

„Der Glaube" — schreibt Seligmann (Bd. II, S. 202) — „an die schützende Kraft des Phallus ist noch nicht ausgestorben. Man verkauft sie in großen Mengen in Neapel, alle ithyphallisch, manchmal geflügelt oder von einer Schlange umgeben, und fast alle mit einem Ring zum Anhängen versehen. Man befestigt sie gegen die *jettatura* an die Schultern der Kinder, und in Sizilien, Syrien und auf den Cycladen, hängt man sie um den Hals. Im italienischen Argot heißt der Phallus *corno.*"

Dies bringt uns unserem Thema näher. Wir wissen, daß die Sprache oft tiefere Zusammenhänge aufdeckt, die im Unbewußten zwischen den Dingen bestehen, und wir haben bereits geahnt, daß zwischen dem Phallus und dem Horn auch solch ein Zusammenhang vorliegen muß.

Dieser Zusammenhang stützt sich vor allem auf physiologische Tatsachen. Gewiß gibt es auch weibliche Tiere, die Hörner haben, wie z. B. die Kuh, die Ziege, doch sind die stark entwickelten Hörner in der Tierwelt immerhin Merkmale des männlichen Geschlechtes. Die Kuh hat viel kleinere Hörner als der Stier und die Hirschkuh kann sich in dieser Beziehung nicht mit dem Hirsch vergleichen.

Es überrascht uns gar nicht, daß das Unbewußte des Menschen, das ohnehin so dazu neigt, sich aller Gegenstände als Symbole, vor allem als Sexualsymbole zu bedienen, in dem Horn, dem mächtigen Merkmal der

Männlichkeit, ein Phallussymbol gesehen hat, von dem alle Kraft herrührt. Gewisse alte römische Amulette drücken diese Symbolik sogar direkt nach der Art des Unbewußten aus, nämlich durch Nebeneinanderstellung. Seligmann reproduziert ein solches Amulett (Fig. 60), einen Stierkopf (nach Knight, Worship of Priapus, Fig. 3, 2), der oben Hörner und unten zwei Phalli trägt.

Wenn die Hand mit dem Phallus und dem Horn die Ehre teilt, eines der drei Hauptamulette der Menschen zu sein, so verdankt sie dies ihrer auserwählten symbolischen, phallischen Bedeutung, die niemandem, der mit der Psychoanalyse vertraut ist, erst näher erklärt werden muß. Die verschiedenen Stellungen der Hand, die wir auf den Amuletten finden, sind gerade für die Frage der Hörner äußerst lehrreich. Es gibt drei Hauptstellungen: die ausgestreckte Hand, häufiges Amulett bei den Mohammedanern (Seligmann, II, S. 68), die *mano cornuta* der Italiener (bei welcher der Zeigefinger und der kleine Finger die Hörner bilden) und die *mano fica* (bei welcher der Daumen zwischen den Zeigefinger und den Mittelfinger der geschlossenen Hand gesteckt wird). Um den bösen Blick zu bannen, macht man mit der eigenen Hand entweder den Gestus der *mano cornuta* oder den der *mano fica*. Der Gestus der *mano fica* stellt symbolisch die Vereinigung der beiden Geschlechter dar und daher kommt es auch, daß sie bald die Bedeutung einer Beleidigung, bald die der Abwehr des bösen Blickes hat: d. h. sie hat immer die Bedeutung einer gegen jemand gerichteten Machthandlung, sei es zum Angriff oder sei es zur Verteidigung. Der Gestus der *mano fica* scheint noch mehr verbreitet zu sein als der der *mano cornuta* (Seligmann widmet dem ersteren jedenfalls mehr Seiten, *mano cornuta*, II, S. 136, *mano fica*, II, S. 184 ff.), vielleicht weil er unverblümter sexuell ist als der der *mano cornuta*. Dieser Gestus ist bei den Italienern, Franzosen, Spaniern, Engländern, Ungarn, Polen usw. gebräuchlich; er wurde schon im Mittelalter gemacht und die Ausgrabungen in Italien haben uns häufig Amulette geliefert, die auf der einen Seite einen erigierten Phallus und auf der anderen, ganz symmetrisch, eine *mano fica* trugen und in der Mitte, zwischen den beiden, noch einen kleinen Phallus (Seligmann, Fig. 178).

Bei diesen letzteren Arten von Amuletten zeigt uns die Nebeneinanderstellung der *mano fica* und des Phallus das, was wir bereits wußten, die enge symbolische Verwandtschaft der Hand mit dem Phallus. Bei der einfachen *mano fica* stellt der Daumen den Phallus vor, wie bei der einfachen *mano cornuta* der Zeigefinger und der Daumen die Hörner vor-

stellen. Es scheint, daß die Hand bei der *mano cornuta* die Rolle des *tertium comparationis* zwischen dem Horn und dem Phallus spielt und dazu beiträgt, den Zusammenhang zwischen beiden herzustellen.

Mit einem Wort, der symbolisch-phallische Sinn der Hörner scheint ein allgemeiner zu sein. Als Wahrzeichen der männlichen Macht schützen bei vielen Völkern die Hörner das Haus und schmücken die Stirne der größten Götter. Und eben diese symbolisch-phallische Bedeutung schafft die heroischen und die magischen Hörner.

Dieselben Gegenstände können einmal heilig, einmal magisch und einmal obszön sein. Seligmann (II, S. 193) macht darauf aufmerksam, wie schwer es manchmal sei festzustellen, ob ein Gegenstand die eine oder andere der drei Bedeutungen habe. Es versteht sich von selbst, daß der Phallus einmal heilig, einmal magisch und einmal obszön sein kann; auch die Hand — dem Phallus nahe verwandt (sogar in der Wirklichkeit, durch die Zusammengehörigkeit bei der Masturbation) — kann diese drei Charaktere annehmen: heroisch, wenn sie die bewaffnete Kraft, die Macht symbolisiert (vgl. Seligmann, Fig. 148, eine Hand, die Standarte einer römischen Legion überragend), magisch, wenn sie durch ihr Fluidum den bösen Blick, die schädlichen Einflüsse bannt; obszön in gewissen Gesten — in denselben, die sonst „magisch" sind (z. B. *mano fica*, Rückkehr zum primitiven Sinn). Wir haben gesehen, daß das Horn heroisch oder magisch sein kann — sein obszöner Charakter kommt weniger zum Ausdruck. Und dennoch kann der Gestus des mit der Hand gemachten Hornes, gerade so wie der der *mano fica*, obszön erscheinen, besonders wenn — wie Storfer behauptet — es eine Anspielung auf die Hörner eines betrogenen Ehemannes vorstellen soll. In diesem Gestus liegt aber weniger Obszönität als Ironie. Wir müssen uns allerdings noch etwas gedulden, bevor wir den Versuch machen können, dieses Problem zu lösen.

*

Zum Abschluß dieses Kapitels über die magischen Hörner möchten wir noch einige Worte über die Magie im allgemeinen sagen.

Freud hat uns in „Totem und Tabu" den animistischen Mechanismus der Magie, die „Allmacht der Gedanken", die Projektion der eigenen Wünsche, an die der Primitive glaubt, gezeigt. Alle magischen Praktiken, die heute noch im Volksaberglauben erhalten geblieben sind, sind Überreste jener fernen Zeit.

Aber diese alten Bildungen leben heute noch in jedem unserer Kinder. Unsere Kinder — jedes zu seiner Zeit — glauben an Feen, an ihre Zauberstäbchen, mit denen sie sich, in ihrer Einbildung, selbst ausstatten. Der Zauberstab des Zauberers oder der Fee ist eigentlich dasselbe, was wir hinter dem Symbol der Hand und des Hornes entdeckt haben: der allmächtige Phallus, der Schöpfer alles Lebenden.

Die Magie ist in der Tat sehr nahe mit der Erotik verwandt. Während der Wilde und das kleine Kind an die Allmacht ihres Gedankens, an seine Fähigkeit, die Welt neu zu erschaffen oder sie umzuwandeln, glaubt, muß der zivilisierte Erwachsene, leider, diese Illusion aufgeben. Es gibt jedoch ein Gebiet, auf dem er sich, mit vollem Recht, weiterhin allmächtig, schöpferisch fühlt, sogar wenn es diese magische Macht verwendet — und das ist die Erotik. Denn der Mensch fühlt, daß die Magie, die Fähigkeit, die Welt neu zu erschaffen, sie umzuwandeln, in der in ihm steckenden schöpferischen Kraft liegt. Die erotische Funktion ist die einzige aller unserer Funktionen, die uns die innere Empfindung des Feenhaften, des Zauberhaften verleiht. Und nur durch den Beitrag, den die Erotik ihr liefert, erhält die Ernährungsfunktion ihren magischen Anstrich, wie z. B. in den Märchen, in denen die Königin durch den Genuß einer bestimmten Frucht befruchtet wird; die Tatsache der Nahrungszufuhr allein wird noch nicht als „magisch" empfunden.

Und ist die Erotik bis in die Tiefe unseres Körpers nicht eigentlich die Magie? Wir essen, verdauen, schlafen, haben unsere Absonderungen und dabei beherrscht eine dunkle Regung unseren Körper, eine Art von nervöser Erregung, die wir meistens nicht begreifen können: es ist die Kraft, die erotische Spannung. Und wenn in unserem Körper, der so friedlich schien, das sexuelle Verlangen deutlicher zutage tritt, haben wir das Gefühl, als hätten sich unsere Zellen umgewandelt; und die Befriedigung unseres sexuellen Verlangens, der Orgasmus, erscheint wirklich wie ein magischer Vorgang, der unseren Körper in eine ganz andere Substanz verwandelt, die uns, einen Augenblick vorher, noch unbekannt war. Alles, was mit Liebe, mit dem geliebten Objekt, das uns bezaubert, zusammenhängt, hatte von jeher den Charakter des „Magischen".

Obwohl jede Funktion, jedes Organ, jeder Körperteil durch die flottierende Libido „erotisiert" werden kann, ist es nicht zu übersehen, daß jedes Organ, jeder Körperteil, außer der magisch wirkenden libidinösen Funktion, in dessen Dienst er sich stellen kann, auch eine Funktion für sich hat.

Der Magen ist gewiß zur Verdauung bestimmt, obwohl er eines jener

Organe ist, das die Konversionshysterie bevorzugt. Die Hand ist gewiß die Hand an sich und gleichzeitig ein Phallussymbol. Man könnte an dieser Stelle an das psychoanalytische Scherzwort erinnern: „Das Flugzeug ist ein Sexualsymbol, aber man kann damit auch von Wien nach München fliegen.“ Die Hand ist dazu da, die Gegenstände zu fassen, Substanzen zu formen und Waffen zu halten; desgleichen sind das Horn, das Auge an sich auch Waffen der Macht; und wenn wir uns im Kampfe befinden, so haben die Hand, die die Lanze oder das Schwert hält, das Horn, das schlägt und niederstößt, das Auge, das den Feind erblickt und den Stoß lenkt, ihren Wert an sich. Und noch viel mehr Anspruch darauf hat der Kopf, der Behälter des Gehirns, der die Hand, das Auge und das Horn lenkt. Man muß aber einen Unterschied machen zwischen der Kraft und der Funktion, die jedem Glied, jedem Organ innewohnt und der symbolischen Kraft, die entweder durch eine wirkliche oder eingebildete Verschiebung der Libido auf dieses Organ demselben zugeschrieben wird. Das Köpfen erscheint in den Träumen, trotz des unleugbaren Wertes, den der Kopf als Körperteil an sich vorstellt, dennoch als Kastrationssymbol; der Kopf wird im Traum dem Penis gleichgestellt. Jedes Organ, jeder Körperteil und sei er noch so sehr berechtigt, seine Autonomie zu beanspruchen, ist für einen solchen Libidozuschuß empfänglich, und unzweifelhaft bildet diese Tatsache die Grundlage zur Sexualsymbolik verschiedener Körperteile. Durch diesen Zuschuß wächst die diesem Organ, diesem Gliede, diesem Körperteil innewohnende Kraft in der Einbildung des Menschen, bis sie — bewußt oder unbewußt — einen übernatürlichen, magischen Wert erwirbt, und das Organ, das Glied, der Körperteil fängt an, außer seiner eigenen Funktion noch eine andere, von der Erotik herrührende Funktion darzustellen.

Diese, dem einen oder anderen Körperteil zugeteilte libidinöse Funktion tritt um so klarer hervor, je weniger eigene Kraft der in der Vorstellung erotisierte Körperteil an sich besitzt und je mehr Kraft er durch die ihm hinzugefügte Symbolik erwirbt. Dies gilt z. B. für das Haar. Es ist sicher, daß die Stärke eines Menschen nichts mit seinem Haar zu tun hat; das wußten die Römer, ein überaus männliches Volk, und rasierten sich ohne Bedenken Bart und Kopfhaar (wie heute die Amerikaner). Das Unbewußte des Menschen hat jedoch den Mythus von Simson geschaffen, der in der Folklore nicht ganz allein dasteht. Durch Dalilah wurde ihm die Kraft mit seinem Haar genommen. Dies ließe sich nur durch die unbewußte „Verschiebung“ der männlichen, phallischen Kraft auf das Haar erklären;

anderseits ist es bekannt, daß die alten germanischen Recken ihr langes Haar als heilig betrachteten, und wenn Simson mit seinem Haar seine Kraft verliert, so will das bedeuten, daß sein Haar symbolisch eigentlich sein Phallus ist. Und nun nähern wir uns dem neuen Gegenstand, mit dem wir uns befassen wollen.

IV

Die Kriegstrophäen

Wir finden bei den unzähligen Volksstämmen, bei denen der Brauch bestanden hat oder vielleicht noch besteht, dem Körper ihrer besiegten Feinde Trophäen abzunehmen, drei Hauptarten von Trophäen, die mit den drei häufigsten Amulettarten übereinstimmen: den Phallus, die Hand und — da der Mensch von Natur aus kein Horntier ist — an Stelle der Hörner den Kopf — oder das Haar.

Von den Assyriern wissen wir zum Beispiel, daß sie „die Köpfe abschnitten, während die Ägypter Hände und Phalli vorzogen und die amerikanischen Indianer Skalpe".[1] Doch wollen wir uns nicht bei den alten Völkern aufhalten, wir sind durchaus nicht darauf angewiesen, unsere Beispiele aus dem grauesten Altertum hervorzuholen.

In ganz Ostafrika und zum großen Teile auch in Nordafrika sind die phallischen Trophäen erhalten geblieben und die Bemühungen der Kolonisierung haben in vielen Gebieten diese alte Sitte nur schwer bekämpfen können. Um uns zu überzeugen, genügt es zu lesen, was Stoll[2] darüber schreibt; es sind übrigens Tatsachen, die während des italienischen Feldzuges in Abessinien allgemein bekannt waren:

„Die Verstümmelung erstreckt sich bei gewissen afrikanischen Völkern auf die gesamten männlichen Genitalien, die radikal amputiert werden, und zwar nicht erst beim getöteten, sondern auch beim noch lebenden, überwundenen Feind. Diese Art der Kastration war früher auch in der Kriegführung der bekanntlich christlichen Abessinier allgemein üblich, und Herr A. Ilg erzählt mir, daß noch im letzten italienisch-abessinischen Kriege in der Schlacht von Adua viele Italiener in dieser Weise durch die Radikalamputation ihrer Genitalien kastriert worden sind. Viele davon blieben am Leben und Ilg sah sie noch jahrelang nach der Schlacht in Abessinien, wo sie geblieben waren. Kaiser Menelik verbot zwar die Kastration als Kriegssitte strikte, sie wird aber dennoch

---

1) Olmstead: History of Assyria, S. 646. New York-London 1923.
2) Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. Leipzig 1908.

auch jetzt (1908) praktiziert, und zwar auch außerhalb des Krieges. So erzählt mir Herr Ilg, daß ein abessinischer General, der seine Bauern hart drückte, von diesen kastriert wurde, da sie ihn nicht zu töten wagten. Die von den Abessiniern als Kriegstrophäen amputierten Genitalien, Skrotum und Penis, werden geschunden, indem man die Haut davon abzieht, sie aufbläst und ausstopft, um sie dann als Trophäen am Halse der Reitpferde anzubringen oder im Innern der Häuser über der Tür aufzuhängen. In einem abessinischen Hause sah Ilg nicht weniger als vierundzwanzig solcher präparierter Genitalien."

Stoll berichtet sodann auf den folgenden Seiten, daß die Kriegskastration bei den Galla, Nachbarn der Abessinier, noch gebräuchlich ist (1908). Und er zeigt an Hand auch von weiteren, andere benachbarte Stämme betreffenden Beispielen, daß diese Art von Trophäen dem Krieger, der sie errungen hatte, Achtung verschaffte, Achtung von seiten des Häuptlings und der Schönen, denen er sie als das wertvollste Hochzeitsgeschenk, als Halsketten, anbot. Die Achtung steigt mit der Anzahl der Trophäen.

Anderseits haben wir in Frankreich alle während des Riffeldzuges gegen Abd-el-Krim davon sprechen gehört, daß die Truppen Abd-el-Krims die französischen Gefangenen kastrierten. Die französischen Soldaten fürchteten die Gefangennahme wegen des fürchterlichen Schicksals, das ihnen die Riffbewohner bereiteten, indem sie der Hinrichtung alle möglichen Torturen und Verstümmlungen, von denen die Kastration die beliebteste war, vorausschickten. Alle Offiziere der marokkanischen Armee können dies bezeugen.

An einer anderen Stelle (S. 987) schreibt aber Stoll:

„Die klassischen Gebiete für die gewaltsame, gegen den Willen des Betroffenen durchgeführte Kastration sind von uralter Zeit her Asien und die Länder von Nordostafrika gewesen: kein einziger ethnischer Fall von blutiger Entmannung an Lebenden ist aus Amerika, Australien und Polynesien bekannt geworden, trotzdem in diesen Gegenden die Genitalien ebenfalls der Gegenstand zahlreicher chirurgischer Eingriffe geworden sind und trotzdem wir für Amerika in den Mujerados der Pueblo-Indianer einen eigentümlichen Fall absichtlicher, aber unblutiger Entmannung kennen gelernt haben."

Alle Angaben stimmen in einem Punkte überein: bei den Indianern von Südamerika, bei denen Kopftrophäen üblich waren, und bei denen von Nordamerika — so berühmt wegen ihres sonderbaren Brauches des Skalpierens (ein Brauch, der sie übrigens vor dem Vorwurf der weiblichen Sanftheit schützt) — scheint im allgemeinen das Amputieren von Phallustrophäen weder an Lebenden noch an Toten vorgenommen worden zu sein. Georg Friederici schreibt in seiner schönen Dissertation, „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche der Indianer", S. 74 (Braunschweig 1906) folgendes:

„Diese Sorte Trophäen (die Genitalien) . . . findet sich unter den Eingeborenen Amerikas so gut wie gar nicht. Von solchen Zuständen wie in Afrika, wo der Gallajüngling ohne die Überreichung einer solchen Trophäe nicht hoffen konnte das Jawort seiner Geliebten zu erlangen, wo man in Ermanglung von Feinden in der Verlegenheit Esel für diesen Zweck kastrierte, wo sich die Frauen Hals und Arme damit schmückten und wo sie bei Paraden und feierlichen Einzügen zur Schau getragen wurden, von solchen Zuständen ist in ganz Amerika keine Spur. Es ist überhaupt fraglich, ob Genitalia bei den Indianern in einem einzigen Falle als wirkliche Trophäen aufgetreten sind. Mißhandlung und Abschneidung der Geschlechtsteile war eine regelmäßige Begleiterscheinung der Leichenverstümmlung und der Tortur, denen sich nach den übereinstimmenden Zeugnissen mit ganz besonderer Vorliebe die Weiber hingaben; als Siegeszeichen galten solche abgeschnittene Stücke aber nicht. Die Frauen trieben Spott und Kurzweil mit ihnen, hingen sie ihren Hunden um den Hals und jagten diese unter Lachen und schlüpfrigen Scherzworten vor sich her."

Alle diese Angaben geben uns zu denken. Es ist allerdings sonderbar, daß die phallischen Trophäen gerade dort fehlen, wo die Kopftrophäen — ganze Köpfe oder Skalpe — in hohen Ehren stehen und daß, wenn in dieser Gegend Toten oder Gefangenen dennoch die Geschlechtsteile abgeschnitten werden, diese nicht mehr als heroische Trophäen behandelt werden, sondern dem Spotte anheimfallen. Man könnte sagen, um sich analytisch auszudrücken, daß die Libidobesetzung von ihnen zum großen Teile zurückgezogen worden ist, zugunsten des Kopfes, der dadurch zur Trophäe wird, auf der nun bei diesen Völkern die ganze Kraft des Akzentes ruht.

Nicht nur die amerikanischen Indianer, sondern alle jene Völker, die Kopftrophäen verehren, scheinen die Genitaltrophäen vernachlässigt, ihnen einen mehr oder weniger bedeutungslosen Platz eingeräumt zu haben. Wir haben bereits gesehen, daß die Assyrier Köpfe abschnitten, während die Ägypter Phalli und Hände abschnitten und die Marind-Anim, z. B., auf Neu-Guinea,[1] — große Kopfjäger bis zum Jahre 1913, in dem die holländische Regierung ihren Beutezügen ein Ende machte — legten nur auf diese eine Trophäe Gewicht, sowie auch die Dayaks von Borneo.

Unseren Feststellungen stehen vielleicht irgendwo auch Ausnahmen gegenüber, doch kennen wir sie nicht, und es scheinen im allgemeinen die Kopf- und Phallustrophäen miteinander zu vikariieren.

Was mag wohl die Ursache sein dieses Gleichgewichtes zwischen der Bedeutung der kriegerischen Ehre, die einmal der Phallustrophäe und das andere Mal der Kopftrophäe bei den verschiedenen Völkern zugeschrieben wird? Wie

1) Wirz: Die Marind-Anim. Hamburg 1922—1925.

kommt es, daß, was die eine an Ehre verliert, die andere regelmäßig gewinnt, wie wenn eine einzige und gleiche Menge von Ehre nicht gleichzeitig mehreren menschlichen Körperteilen zuteil werden könne und daher einmal dem einen und einmal dem anderen Körperteil zuteil werden müsse?

Wir haben hier, so scheint es mir, ein schönes Beispiel von Libidoverschiebung vom Unterkörper auf den Oberkörper. Dieser Prozeß — klassisch in den Erscheinungen der Konversionshysterie, häufig sowohl in den individuellen Träumen als auch in den kollektiven Mythen — kann nun hier auf einer ethnologischen Stufe beobachtet werden.

Die Kopftrophäe scheint ein Fortschritt gegenüber der Genitaltrophäe zu sein, zuzuschreiben einem zivilisatorischen Vorgang, einer Art von „Sublimierung". Während die Phallustrophäe häufig bei Völkern, wo sie in Blüte ist, von der Handtrophäe begleitet auftritt, ohne jedoch jemals von dieser ersetzt zu werden (alte Ägypter, Soldaten des Abd-el-krim), beansprucht die Kopftrophäe dort, wo sie vorkommt, fast die ganze Ehre für sich allein. Das kommt daher, weil die Hand, ein einfaches Organ des Handelns, weniger „sublimiert" ist als der Kopf. Der Kopf, Träger der Sinnesorgane und des Gehirns, ist von anderer, vornehmerer Beschaffenheit, und sowohl die Primitiven als auch die Völker des Altertums haben seine innige und phylogenetische Verwandtschaft mit den libidinösen Kräften in dem Brauche der Kopftrophäen, die, wo immer sie auftauchten, an Stelle der phallischen Trophäen getreten waren, herausgefühlt. Diese Verschiebung des Akzentes vom Unterkörper auf den Oberkörper hat sich, in bezug auf Trophäen, in der Geschichte und sogar in der Urgeschichte der Menschheit, teilweise sehr früh vollzogen.

Der Brauch, den Kopf der Toten aufzubewahren[1] hat schon in den ältesten Zeiten bestanden. Als Beweis dienen die Schädel in Form von Trinkschalen, die man in den Pfahlbauten auf dem Bieler See gefunden hat und die von Herodotos erwähnten Schädel, die dieselbe Verwendung hatten: bei den Issedoniern tranken die Söhne zu feierlichen Gelegenheiten aus dem Schädel des Vaters; bei den Skythen waren es die Schädel der verhaßtesten Feinde oder diejenigen von Verwandten, mit denen man in Fehde lebte (Andree, S. 133). Der Brauch, aus Schädeln zu trinken, der, wie Friederici sagt (S. 96) überall in der gleichen Form aufgetreten war, so daß eine Beschreibung dieser Bräuche bei den Germanen Wort für Wort auf

1) Vgl. Richard Andree: Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S. 127 ff. Artikel „Schädelkultus". (Stuttgart 1878.)

die Araukanier angewendet werden könnte, hat seine Spur in der Sprache zivilisierter Völker zurückgelassen. Das Wort *cuppa* zeugt von einer alten Verwandtschaft mit dem Wort Kopf; das moderne deutsche Wort *Schale*, bedeutete im Altdeutschen auch *Schädel*; es ist bekannt, daß das Wort „*Skaal*", mit dem die Skandinavier einander zutrinken, dasselbe Wort wie das englische „*skull*" (Schädel) ist.

Bei Herodotos finden wir, daß in dieser Hinsicht sowohl dem Vater, als auch dem Feinde oder dem Verwandten, mit dem man in Zwietracht gelebt hatte, dieselbe Behandlung zuteil wurde: man trank bei feierlichen Gelegenheiten aus den Schädeln von allen.

Der Brauch, die Schädel der Vorfahren — wenn auch nicht als Trophäen — als Gegenstand der Verehrung für die Nachkommen aufzubewahren (ein Brauch, der sich bis heute in gewissen Reliquienkulten von Heiligen und sogar in der häufigen und verbreiteten Gewohnheit, Haarlocken geliebter Toter aufzubewahren, erhalten hat) ist überall, wo er besteht, mehr oder weniger mit dem Brauch, die Schädel gefürchteter Feinde als Trophäen zu behalten, vermengt, gleichviel, ob man sie einem mächtigen Gott in Hekatomben als Sühnopfer darbrachte, wie die Azteken von Mexiko an Huitzilopochtli ihrem Kriegsgott (Friederici, S. 79), oder sie als persönliche Trophäe aufbewahrte, um sie sodann seinen Kindern als glorreiches Erbstück zu hinterlassen.

Dies ist keineswegs überraschend für uns. Hat uns doch Freud gezeigt (in „Totem und Tabu"), wie der Primitive nach dem Urmord an dem „Vater" der Urhorde von Reue gepackt sein mußte, die dazu führte, daß er einerseits durch Projektion den geliebten und gefürchteten Vater in dem Totemtier und anderseits den gehaßten Vater in jedem seiner wirklichen „Feinde" wieder auferstehen ließ. Doch war der Haß, der die herangewachsenen Söhne zum Vatermord trieb, nur die eine Seite des ambivalenten Gefühls, das sie an den Vater band, des Gefühls, das unter dem Einfluß des Schuldgefühls, in seiner positiven Komponente wiederauferstehend, den Totem geschaffen hatte. Dasselbe Gefühl mit seiner Ambivalenz ist oft auf die wirklichen Feinde übertragen worden: denken wir nur an die „Versöhnungszeremonielle", die die Wilden ihren getöteten Feinden aufführten und vor allem an die sonderbare und freundschaftliche Art, in der die Dayaks die heimgebrachten Köpfe ihrer Feinde behandelten.[1] Der Feind hat also etwas vom Vater, ebenso wie der Vater, und zwar in höherem Maße, etwas vom Feinde an sich hat, dessen erstes Vorbild er eigentlich war.

1) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X, S. 49.)

Aus diesem Grunde sind alle vom Feinde herrührenden Trophäen, gleichviel ob Phallus, Hand, Kopf oder Skalp, gleichzeitig die mit Neid begehrte Urtrophäe, die die siegreichen Söhne nun endlich dem überwältigten Leib des Vaters entreißen konnten, dieselbe Trophäe, die schon Zeus dem Leibe Kronos und dieser dem Leibe Uranos entrissen hatte.

Daher rührt die Kraft, der Ruhm, die Ehre, die die Kriegstrophäe dem verleiht, der sie erringt. In dem totemistischen Opfer, dem gemeinsamen Mahle, bei dem man auf rituelle Weise das heilige Tier verzehrte (— sonst den lüsternen Kindern versagt —) glaubten die Primitiven, indem sie das Totemtier, die Vaterimago, verzehrten, sich gleichzeitig seine Kraft einzuverleiben, wie sie sich bei dem kannibalischen Urmahle, dessen rituelle Reproduktion das Totemmahl vorstellt, die Kraft des Vaters im Wege der Identifikation dadurch einverleibten, daß sie ihn tatsächlich verspeisten. Dieser ganze Ritus beruht auf der kontagiösen Magie. Es wäre interessant nachzuforschen, bis zu welchem Grade heute noch dieser archaische Begriff den Glauben an die organotherapeutische und endokrinologische Behandlung bestärkt. Doch die kontagiöse Magie, die Idee, daß die Kraft höherer Wesen sich uns durch den Kontakt mitteilen kann, erstreckt sich auch auf andere Formen des Kontaktes, als auf den — den innigsten — des Essenden mit dem Gegessenen. Der Besitz der Trophäe des Feindes, seines Phallus, seiner Hand oder seines Schädels, der Besitz der möglichst größten Anzahl dieser Trophäen, verleiht dem Krieger, der sie erringt, in der primitiven Vorstellung, einen dementsprechenden Zuschuß an Kraft.

Wir alle haben eigentlich in der Tiefe unseres Unbewußten Spuren dieses archaischen Gefühls bewahrt. Kommt der Weiße mit einer überwiegenden Anzahl von Wilden in Berührung, wie z. B. in den Kolonien, so fängt die Verdrängung seiner alten Triebe an nachzulassen; er gibt sich manchmal Grausamkeiten hin (man denke etwa an den bekannten Prozeß der belgischen Grausamkeiten im Kongo vor einigen Jahrzehnten) und nimmt gelegentlich sogar den Trophäenbrauch an, der bei den ihn umgebenden Wilden üblich ist.

Die Geschichte des Skalpierens in Nordamerika ist in dieser Hinsicht äußerst lehrreich. Bei Friederici können wir über die Emsigkeit lesen, mit der Engländer und Franzosen, nach der Eroberung dieses Kontinents, in bezug auf die „Skalpprämien" miteinander wetteiferten. Gewisse Indianerstämme skalpierten vor dem Auftauchen der Weißen, aber nicht alle. Durch die Einführung der Skalpprämien verliehen die Weißen diesem Brauche erst den nötigen Umfang. Sie zahlten nicht nur den verbündeten

Indianern Prämien, wenn diese ihnen Skalpe feindlicher oder nichtfeindlicher Indianer brachten, sondern auch häufig ihren eigenen Soldaten und viele weiße Hände haben das Skalpiermesser gehandhabt, und zwar häufig auch an Schädeln, die mit weißer Haut bedeckt waren. Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit des französisch-englischen Krieges, erreichte der Brauch des Skalpierens und der Prämien seinen Höhepunkt; die Engländer überboten die Preise, die die Franzosen zahlten (nicht weil sie die grausameren, sondern weil sie die reicheren waren) und vielleicht die höchsten Prämien, die jemals angeboten wurden, zahlten die Abkömmlinge der Puritaner für die Skalpe von französischen Jesuiten, hatten ja schon ihre Vorfahren solches Vorgehen durch Beispiele, die sie der Bibel entnahmen, gerechtfertigt. Selbstverständlich haben heute die Amerikaner diese Erinnerungen „vergessen“, verdrängt.

Zweifellos sprachen auch rationelle Gründe für die Förderung dieses Brauches; er begünstigte tatsächlich das Verschwinden feindlicher Stämme und trug in ausgiebiger Weise dazu bei, den amerikanischen Boden von den Eingeborenen zu säubern und ihn der weißen Zivilisation zugänglich zu machen. Es mußte aber noch etwas anderes dahinterstecken: das Erwachen der alten Triebe in den Weißen, die endlich Befriedigung finden konnten. Der weiße Pionier, der in seiner Hütte Skalpe aufhängte, war zweifellos von einem gesteigerten Machtgefühl erfüllt, ähnlich dem, das ein Rothäutiger empfinden mußte: denn darin beruht die magische Kraft, die die Trophäe dem einflößt, der sie erringt oder besitzt.

*

Obgleich die vom Körper des Feindes stammende Kriegstrophäe seither offiziell aus dem Bilde des modernen Krieges zwischen zivilisierten Völkern verschwunden ist, so ist doch ein von dem Unbewußten der Menschen herrührender unverwüstlicher Überrest geblieben. Auf dem von uns erreichten Grade der Zivilisation flößen uns Verstümmelungen einen viel größeren Abscheu ein, als ein gewöhnlicher Mord. Wir hängen, köpfen, richten ohne große Bedenken unsere Verurteilten durch den elektrischen Stuhl hin, doch unterwerfen wir sie keinen Verstümmelungen und Folterqualen mehr. Jeder Eingriff, gleichviel, ob es sich um den Körper eines zu Tode Verurteilten und um einen gemeinnützigen wissenschaftlichen Zweck handelt, flößt uns gewöhnlich Entsetzen ein. Bricht aber heute ein Krieg aus, so mutet dennoch sofort ein Volk dem anderen die grausamsten Verstümmelungen zu.

Vereinzelte Fälle eines Rückfalles in den Zustand der Wildheit können sicher in jeder Armee vorkommen; doch diese Fälle dürften vereinzelt sein, sofern es sich um weiße Truppen handelt. Das Voraussetzen solcher Verstümmelungen muß wohl eine andere Grundlage als die der tatsächlichen Beobachtung haben: es ist zweifellos der Haß. Und hier müssen wir auch wahrscheinlich die Lösung unseres Problems suchen. Im Unbewußten der meisten Menschen erwachen in Kriegszeiten die durch die Zivilisation der Friedenszeit verdrängten Urtriebe. Und jeder Mann trägt noch den Wunsch in sich, den Feind, den Ersatz des Vaters, zu töten und zu kastrieren. Die dem Feinde gewöhnlich in so ausgiebiger Weise zugeschriebenen Verstümmelungen rühren ohne Zweifel von dem wohlbekannten Mechanismus der Projektion her, der ja auch die erschreckenden Gespenster und den Glauben an die Wiederkehr der Toten zum Zwecke des Angriffes und der Rache geschaffen hat. Man schreibt dem Feinde Taten zu, die man unbewußt, ohne es sich selbst einzugestehen, am liebsten an ihm verüben möchte.

Besonders lehrreich in dieser Hinsicht ist das Gerücht, das vor dem Weltkrieg entstand. Der österreichisch-ungarische Konsul in Přizrend, namens Prochaska, der von seinem Posten noch nicht zurückgekehrt war, sollte angeblich von den Serben lebend kastriert worden sein. Dieses Gerücht trug während einiger Tage dazu bei, eine Entrüstung und kriegerische Begeisterung in Wien hervorzurufen, die jene vielleicht übertraf, welche vorher der Mord an Franz Ferdinand erweckt hatte, den das Volk rächen wollte, obzwar es ihn, als er noch am Leben war, gehaßt hatte. Als aber Herr Prochaska endlich gesund und wohlbehalten aus Přizrend zurückkam, fiel es niemand ein, das Gerücht zu widerrufen.

Dieses Gerücht entsprach nämlich einem von den Österreichern projizierten tiefen und unbewußten Wunsch, dessen Verwirklichung den Serben zugeschrieben wurde, wodurch es dem Österreicher selbst möglich wurde, Gefallen daran zu finden. Es muß bemerkt werden, daß gerade Kaiser Franz Josef zu dieser Zeit in Wien als Spitznamen den dort ziemlich häufigen tschechischen Namen „Prochaska“ trug. Der den Serben zugeschriebene Gewaltsakt war eine tatsächliche Majestätsbeleidigung, die von dem Kaiser auf eine andere Person verschoben war, und zwar wurde auch die Ausführung einem anderen in die Schuhe geschoben: doppelte Verschiebung. Und während einerseits die Komponente „Liebe“ des ambivalenten Gefühles, das den Vätern, Häuptlingen, Königen entgegengebracht wird, aus Rache für das Verbrechen, zum Krieg mit dem durch die Pro-

jektion verantwortlich gemachten Feind führen mußte, gefiel sich anderseits die Haßkomponente an der unbewußten und latenten Kastrationsphantasie in bezug auf den Kaiser-Prochaska, die durch die bewußte und manifeste Legende der Kastration des Konsuls Prochaska realisiert werden sollte.

Wenige Jahre später mußte Kaiser Karl seinerseits das Los erleiden, das das Unbewußte seines Volkes schon seinem Vorgänger vorbereitet hatte, doch diesmal unter dem Einflusse desselben Mechanismus der Verschiebung von unten nach oben, vermöge der an Stelle der Phallustrophäen Kopftrophäen gelangen. Er verlor seine Krone, die jetzt endgültig von ihrem Träger getrennt und gleichsam als Trophäe des Volkes in der Schatzkammer der Hofburg verblieb.

Es kann auch wahrscheinlich kein einfacher Zufall sein, daß erst die französische Revolution die Guillotine einführte und daß unter den Köpfen, die sie vom Rumpfe trennte, jener des Königs nicht fehlte.

V

Die Jagdtrophäen

Messire Robert de Salnove hat seinem Buche „La Vénerie Royale" (Königliches Weidwerk), erschienen in Paris 1665, folgende, König Ludwig XIV. gewidmete Worte, vorangeschickt:

Au Roy

„Sire,

La chasse est un si noble exercice, qu'il est presque le seul où les Princes s'adonnent, comme à l'apprentissage de la guerre, le plus illustre des arts, et le plus généreux des emplois, où se trouvent les mêmes ruses et les mêmes fatigues; si bien que le chasseur et le guerrier ont peu de différence. Les Roys mesmes sont également jaloux des droicts et des ordres de la chasse et de la guerre: et comme il s'y rencontre de la peine et du plaisir, ils en jugent absolument l'exercice royal. A qui pourrais-je donc plus justement offrir ce livre de chasse, qu'au plus grand Roy du monde . . ."

Die Jagd wird noch heute als ein edler Sport betrachtet, vor allem die Jagd auf Hochwild und in Frankreich besonders die Parforcejagd, die als ein seltenes und fast königliches Vermächtnis vergangener Zeiten, einigen reichen aristokratischen Familien, oder solchen, die die Aristokraten spielen wollen, vorbehalten ist. Es wird uns am besten gelingen, den Sinn der bei

der Parforcejagd üblichen Zeremonielle zu erfassen, wenn wir uns an die Angaben aus der Zeit der „Vénerie Royale“ halten.

Nachdem Salnove die Eigenschaften, die die Hunde, die Piqueure haben müssen, beschrieben hat und auch die Art und Weise, in der der Hirsch angegriffen und verfolgt werden soll, fährt er fort (S. 177):

„Et le cerf étant pris, vous en sonnez la mort . . . et en suite la retraite, cependant que l'un des picqueurs en lève le pied droit de devant avec un couteau, en fendant la peau entre le gros nerf et l'os, la longueur de demy-pied qu'il coupera comme la peau de dessus, la levant jusqu'au premier joint du pied, et le décernant, il l'enlevera, puis fendra le nerf et la peau environ trois doigts pour y passer la main, et après le présentera au grand Veneur, ou en son absence au Commandant qui le donnera au Roy . . .“

Später (S. 163) beschreibt Salnove das feierliche Ritual, das dem Ausweiden *(la curée)* voranzugehen hat:

„Les valets de chiens le mettront (le cerf) sur le dos, soutenu de son bois; et si c'est dans le temps de la Cervaison, il faut qu'ils aient fait provision d'un crochet de bois pour y mettre et accrocher les menus droits qui appartiennent au Roy, et commencer par la coupe des bouts de la teste qui en sont mols, et jusquesau dur (car le reste doit servir à faire de l'eau) et mettre ces bouts de teste dans une serviette blanche; puis ils lèveront les dintiers [Hoden], *le bout du mufle, et les aureilles qu'ils mettront au crochet par une fente qu'ils auront faite à la peau . . .“*

„Après ils prendront le pied droit dont ils couperont la peau alentour de la jambe . . .“

„Ce qu'estant fait, on lui doit laisser la nappe sous le corps pour lever la langue, et le reste des menus droits, coupant les quatre noeuds qui sont au deffaut des épaules et des cuisses qu'ils mettront pareillement au crochet . . . la franc boyau, qui est encore des menus droits, qui se doit mettre au crochet, et pour le membre du cerf, il doit être levé, dont les valets de chien doivent avoir soin de le laver, nettoyer et le mettre tremper vingt-quatre heures dans du fort vinaigre, et après l'en tirer, pour le faire sécher au four, ou au soleil, selon la saison; pour quand il sera sec, le remettre au maistre valet de chiens, qui le doit donner au Lieutenant, ou au Grand Veneur, s'il le veut, dont la vertu est de guérir le flux de sang. Comme l'os que l'on doit tirer du coeur du cerf . . .“

„Et quant au bois du cerf, il doit être porté au Roy.“

Wir sehen nun aus dieser alten Darstellung der Parforcejagd, daß dem Hirsch dieselben Haupttrophäen abgenommen werden, wie den besiegten Feinden, wie wir es bei den Kriegstrophäen behandelt haben: der Phallus als homöopathisches Amulett gegen Blutungen, der rechte Fuß (als Pendant der menschlichen Hand), und die Hörner, die gleichbedeutend sind den Kopftrophäen und dem Skalp.

Es sind sozusagen immer dieselben Trophäen, denen wir am häufigsten als Jagdtrophäen begegnen: das Geweih des Hirsches, des Rehes, des Elentieres, des Büffels, je nach dem Lande; der „Fuß" des Hirsches, des Rehes, des Hasen. „Fuß" *(pied)*, den man nicht, ohne sich die Verachtung des Jägers zuzuziehen, „Pfote" *(patte)* nennen durfte, und an Stelle des Phallus, durch Verschiebung, der Schwanz *(coda)*, z. B. des Fuchses in England. Dieser Ersatz des Phallus durch den Schwanz kann überdies bei unseren Haustieren beobachtet werden: jenes Haustier, das zum Gegensatz seiner Gefährten — Rind, Pferd, Lamm, sogar Kater — niemals kastriert wird, der Hund, muß vielfach diese Verschonung mit dem mehr oder weniger vollkommenen Opfer seines Schwanzes, der symbolischen Kastration, bezahlen.

Doch kehren wir zur Parforcejagd zurück. In Frankreich, wo sie mit den Hundemeuten von den Franken eingeführt worden ist, würde es für den Jäger und sogar für den Hirsch als entehrend betrachtet, dieses edle Tier auf eine andere Art zu erlegen. Zu dem Tode des Hirsches gehört die Hundemeute, die Tracht der Kavaliere und der Amazonen, das Hornblasen der Piqueure und die wilde Verfolgung durch die Wälder.

Die Jäger rationalisieren all das, indem sie von der Notwendigkeit des ästhetischen Aufwandes sprechen. Aber der unbewußte und tiefe Grund, der eine so barbarische Institution wie die Parforcejagd bis auf unsere Tage erhalten hat, ist anderswo zu suchen. Er reicht bis in die alten Zeiten zurück, in denen unsere Vorfahren noch das Totemtier angebetet haben. Wenn der Hirch ein so „edles" Tier ist, wenn seine Jagd mit der der Kaninchen, der Fasanen, der Rebhühner sich nicht vergleichen läßt, wenn die Verfolgung des Hirsches und seine Tötung in Frankreich nur durch kollektives Vorgehen erfolgen darf, so will das heißen, daß der Hirsch für das Unbewußte des Jägers, wenn auch in außerordentlich abgeschwächter Form, eine Art von Totem geblieben ist, und daß seine Tötung irgendwie noch jenem zeitweiligen Opferritual entspricht, unter dessen Beachtung die Primitiven das für gewöhnlich verehrte und behütete Totemtier gemeinsam töteten und verzehrten.

Die grausamen Gebräuche bei der Ausweidung erinnern tatsächlich an das Totemopfer, so wie es Robertson Smith in seiner genialen Arbeit „The Religion of the Semites" (erschienen 1889) beschrieben hat. Er berichtet über die Opferung eines Kamels durch Beduinen im vierten Jahrhundert nach Christo, bei welcher Gelegenheit das Tier in tausend Stücke gerissen und sofort verzehrt worden war. Gewiß ist der Hirsch beim Ausweiden bereits tot und die Menschen sind durch die Hunde er-

setzt. Aber der Hase zum Beispiel wird, wenn auf dieses kleine Tier eine Treibjagd veranstaltet wird, den Hunden sogar lebend ausgeliefert und wenn die Menschen von heute sich auch nicht auf den noch rauchenden Hirsch stürzen, so teilen sie sich doch mit ihren Hunden in seiner Verfolgung, und es ist eine zur Hälfte aus Hunden und zur Hälfte aus Menschen bestehende Meute, die den Hirsch in den grausamen Tod treibt.

Wie bei dem totemistischen Opfer und dem darauffolgenden Mahle, ist die Verantwortung für den Tod des Hirsches kollektiv und soll es auch bleiben. Daher kommt es auch, daß der französische Parforcejäger das Pirschen, die individuelle Jagd auf das edle Tier, so wie sie in Ungarn, Rußland, Polen oder Österreich üblich ist, in hohem Maße mißbilligt.

Von der unbewußten Erlaubnis, den „geheiligten" Hirsch in individueller Jagd zu töten, ist heute nur mehr in der Parforcejad der Dolchstich übrig geblieben, der dem Jagdherrn vorbehalten ist, wenn der Hirsch schon bezwungen ist.

*

Wollen wir aber den archaischen Gedanken, der hinter den Jagdgebräuchen steckt, in seiner Nacktheit näher betrachten, so müssen wir uns eher an die Länder Mitteleuropas halten, wo nicht die Parforcejagd, sondern das Pirschen, die individuelle Jagd, in Ehren steht.

Die Hirschjagd wird in Mitteleuropa, ganz im Gegenteil zu dem Gebrauch in den Ländern der Parforcejagd, zur Brunstzeit, wenn der Hirsch den Wald mit seinem Röhren erfüllt, eröffnet.

Während des Tages bleiben die Tiere im Wald, doch beim Einbruch der Dämmerung kommen sie heraus, um an dem Waldesrande bis zum Morgengrauen zu äsen. Der Jagdherr kann sich daher nur in der Früh oder am Abend auf den Anstand begeben, von wo aus er den Hirsch töten kann.

In Österreich geht es bei der Hirschjagd folgendermaßen zu: Ein Berufsjäger oder ein Angestellter des Jagdherrn, der „Jäger", kundschaftet die Stellen aus, die von den Hirschen aufgesucht werden, führt den Jagdherrn jeden Abend bei Einbruch der Dämmerung und jeden Morgen vor Tagesanbruch auf einen geeigneten Anstand. Der Weidmann scheint während der Dauer der Jagd in seinem Eifer fast ganz auf den Schlaf verzichten zu können.

Seit Morgengrauen in der Kälte auf dem Anstand, traut sich nunmehr der Jagdherr weder zu sprechen, noch sich zu bewegen. Aus der dunklen Masse des Waldes dringt von Zeit zu Zeit das Röhren des Hirsches zu ihm,

das tatsächlich einem königlichen Gebrüll ähnlich ist und das Herz des Wartenden schneller klopfen macht. Doch nach und nach wird mit dem Herannahen des Tages die Masse des Waldes immer heller, der Rand hebt sich deutlicher ab und an dem Rand der kleine fahlrote Fleck ist der Hirsch. Groß und königlich schreitet er herum, laut rufend den Hindinnen oder seinen Rivalen. Erst wenn der Feldstecher mindestens acht Sprossen auf dem Kopfe des Hirsches gezeigt hat, legt der Jagdherr an und, wenn er geschickt ist, stürzt der Hirsch zu Boden.

In seltenen Fällen stößt einem auch das Glück zu, Zeuge eines Hirschkampfes oder einer Paarung zu sein. Dieser Anblick feuert den Weidmann nur noch mehr an, da er auf diese Weise manchmal den Hirsch verschlungen mit seiner Hindin oder mit seinem Feinde töten kann.

Ist der Hirch gefallen, eilen Herr und Begleiter hin und nehmen in Augenschein, wo und wie das Blei eingedrungen ist. Hat der Schuß den Hirsch nicht getötet, wird ihm das Messer ins Genick gestoßen. Dann entfernt sich der „Jäger“ und holt dem Herrn einen kleinen Tannenzweig mit drei Nebenzweigen. Dies ist der Anfang des Zeremoniells. Er taucht ihn in das Blut des Tieres und überreicht ihn dem Herrn, der getötet hat und dieser muß ihn an den Hut stecken, denn der Tannenzweig mit drei Nebenzweigen ist das Zeichen, das den Weidmann, bei der Rückkehr ins Dorf und ins Schloß, als Triumphator erkennen läßt.

Dann beginnt die Bearbeitung des Tieres. Entweder der Herr selbst oder sein Jäger legt das Tier auf den Rücken und schneidet ihm erst die Hoden und dann das Glied ab. Dann wird das Tier vom Hodenansatz bis zum Brustbein aufgeschlitzt. Wenn die Lunge und das Herz richtig durchschossen sind, quillt das Blut mit den Eingeweiden hervor. Ein richtiger Blustrom, dessen Anblick das Auge des Weidmanns erfreut, und sei er auch der sanfteste Mensch im gewöhnlichen Leben.

Nachzutragen ist noch, daß die zwei Oberzähne — die Krandeln — gleich am Anfang vom Kiefer des Hirsches abgelöst werden und (an Stelle des Fußes) entweder vom Jagdherrn selbst als Trophäe behalten, oder, wenn eine Dame mit ist, ihr angeboten werden. Was das Geweih anbetrifft, so könnte nichts den Schützen dazu bringen, darauf zu verzichten, denn, wie schon der alte Salnove gesagt hat, des Hirsches Geweih ist des Königs Teil.

Es kommt vor, daß der Hirsch auf Männer, die die besten Schützen sind, sofern es sich um Kaninchen, Rebhühner handelt, einen solchen Eindruck macht, daß sie ihn fast immer verfehlen. In diesem Falle sagt man, daß sie vom „Jagdfieber“ befallen seien.

Andere wieder werden vom Erscheinen des Hirsches derart angeregt, daß sich ihre Kraft, ihre Fähigkeiten verdoppeln; Leute, die in der Stadt kaum eine Stunde gehen können, marschieren im Gebirge acht bis zehn Stunden und ihr Blick wird, wenn es sich darum handelt den Hirsch zu sichten, fast unfehlbar. Das Gemeinsame dieser beiden Jägertypen ist ein überreizter Gemütszustand, der sich bei dem einen als Angst und bei dem anderen als Begeisterung äußert.

*

Wir können diese verschiedenen psychologischen Phänomene, dessen Wesentlichstes die Rückkehr im Alltag sanfter Kulturmenschen zu einer barbarischen Brutalität ist, nicht erklären, wenn wir nicht daran denken, daß keine einzige Phase, die die Menschheit im Laufe der Zeiten durchgemacht hat, in unserem Innern wirklich ausgelöscht ist.

Es ist nicht allein, wie der Jäger behauptet, um die Regungen seines Instinktes zu rationalisieren, der Duft des Morgens und des Abends im Walde, nicht allein der Strahlenglanz der untergehenden und aufgehenden Sonne auf dem herbstlichgelben Laube, nicht allein das Gefühl des freien Umherstreifens im Gebirge und in den Wäldern und nicht allein das Vergnügen gut zu zielen, das das große Vergnügen am Jagen ausmacht. Es ist vor allem — so sehr der Zivilisierte sich auch dagegen sträuben mag — die Lust am Töten, die — wenn man nicht gerade Henker ist — in Friedenszeiten auf das Gebiet der Jagd beschränkt ist.

Diese Lust am Töten wurde von zahlreichen Denkern als wesentlichster Beweggrund der Jagd hervorgehoben. Denn durch den Nahrungstrieb kann es nicht mehr gerechtfertigt werden; die Zeit, in der die Jagd eine Notwendigkeit war, ist vorüber, haben wir doch Fleischhauer, Geflügel- und Wildbrethändler und Schlachthäuser. Doch ein Moment, worüber uns die verschiedenen vorpsychoanalytischen Autoren keinen Aufschluß gegeben haben, ist das der verschiedenen Wertung der verschiedenen Wildarten als „edel". Man hat zur Erklärung dieses Unterschiedes bisher nur einen objektiven Unterschied herangezogen, und zwar den des Körperumfangs.

Der Körperumfang des Wildes kann wohl in Betracht gezogen werden, aber nur im Zusammenhange mit dem Moment, das uns jetzt beschäftigen wird.

Wie wir schon weiter oben erwähnt haben, hat uns Freud in „Totem und Tabu" gezeigt, wie die Söhne des Urvaters der Horde, nach dem Urmorde, unter dem Drucke des Schuldgefühls den Totemismus eingeführt hatten, die primitive Form der Religionen, in der ein Tier als Vaterersatz

die retrospektive Achtung genießt, die die reumütigen Söhne dem Vater schulden. Noch vor den Totemkulten hat die Haßkomponente des dem Vater entgegengebrachten ambivalenten Gefühls — zweifellos unter dem Einfluß der Brunst der Söhne, denen es nach den Weibern gelüstete, deren alleinigen Besitz der eifersüchtige Vater bewahren wollte — einmal die Oberhand gewonnen und zu dem Morde des Vaters geführt, dem das gemeinschaftliche Mahl, das Verspeisen seines Körpers gefolgt war. Daher kommt es, daß in den späteren Totemkulten diese Haßkomponente, obwohl durch die nachträgliche Zärtlichkeitskomponente verdrängt, von neuem zum Vorschein kommt und sich wieder zeitweise durch den Gebrauch des kollektiven Totemopfers befriedigt.

Doch nach dem Urmorde des Vaters, der durch die Verschwörung der Hordenbrüder zustande gekommen ist, wollte jeder von ihnen selbst Vater werden; der Neid, den seine Stellung als allmächtiger, über alle Weiber alleinherrschender Mann hervorrief, hatte seine Söhne zu dem Morde getrieben. Aber es sind der Söhne zu viel; dem Ehrgeiz jedes Einzelnen stellt sich der Ehrgeiz aller übrigen entgegen und der Urmord bedeutet für jeden von ihnen einen sehr unvollkommenen realen Triumph.

Wir haben gesehen, daß die totemistische Assimilation des Vaters an die mächtigen, gehörnten Tiere in fast jeder Religion weiterlebt; die Götter, die Könige und die Priester sind gehörnt. So ist auch Moses gehörnt dargestellt, und zwar nicht wegen eines unverstandenen Textes, wie behauptet wurde, sondern, wie uns Reik in seiner fesselnden Arbeit „Probleme der Religionspsychologie", Das Schofar, S. 257 ff.[1] (Wien 1919) gezeigt hat, weil die Hörner des Stieres, des totemistischen Urtieres der Hebräer, in Moses weitergelebt haben. Bei den alten Priestern war es Brauch, sich, wie die Wilden bei den Totemfesten, mit den abgezogenen Fellen oder den Insignien ihrer tiergestalteten Götter zu bekleiden.

Wenn auch der Totemismus in seiner reinen Form nur mehr bei uns in den Tierphobien unserer Kinder erhalten geblieben ist, so sind doch in unserem Unbewußten, dem Unbewußten Erwachsener, Spuren geblieben, deren deutlichste vielleicht in manchen unserer Jagdgebräuche zu finden sind.

Die Parforcejagd verdankt zweifellos ihre Entstehung der im Unbewußten aufbewahrten Erinnerung an den durch die Urhorde verübten Vatermord und an das kollektive Totemopfer, das das von

1) Die zweite Auflage dieses vergriffenen Werkes befindet sich — unter dem Titel „Das Ritual" — in der Presse.

ihnen verdammte und gleichzeitig herbeigesehnte Verbrechen periodisch erneuerte, und hat sich mit allen ihren Gebräuchen aus diesem Grunde bis heute erhalten.

Doch der tiefe, unterdrückte Wunsch, der ursprünglich in dem Herzen aller Brüder wohnte und sie antrieb, feindliche Brüder zu werden, der Wunsch, der einzige Erbe des Vaters zu werden, der mit dem Bedauern gepaart war, nicht alleiniger Mörder gewesen zu sein, woraus dann das Recht entstanden wäre, sein einziger Nachfolger zu sein, dieser archaische Wunsch, der, wie uns Rank gezeigt hat, die Grundlage vieler Mythen über die „Helden, die allein die Schuld und den Ruhm auf sich nehmen",[1] gebildet hatte, ist in der Hirschjagd, im „Pirschen", wie es in Mitteleuropa üblich ist, wieder zum Ausdruck gekommen. Daher das Gefühl des Freudentaumels, des unvergleichlichen Triumphs, das den Jäger erfüllt, wenn er mit dem kleinen dreiteiligen Tannenzweige am Hute — der mit dem Blute des Hirsches zuerst benetzt wurde, was eine Identifizierung des „Mörders" mit dem „Totem" darstellt — von den Bergen zurückkehrt.

Der Hirsch wirkt durch seine Schönheit tatsächlich imposant. Wegen seines Geweihs wird er oft König des Waldes genannt. Hat er mehr als zwei Zacken auf einer Sprosse seines Geweihes, so wird es Krone genannt (Grimm). Er wird daher leicht eine Vaterimago für das Unbewußte der Menschen, das noch von totemistischen Reminiszenzen imprägniert ist, — geht doch kein Erwerb der phylogenetischen Entwicklung verloren. Außerdem entsprechen die Sitten dieses Tieres vollkommen den vorher beschriebenen Sitten, die vom Unbewußten des Jägers herbeigesehnt werden. Der alte Hirsch, dessen Geweih während der Brunstzeit so sehr begehrt wird, regiert tatsächlich wie der Urvater der Urhorde über eine kleine Horde von Weibchen, die er eifersüchtig behütet und die ihm die jüngeren Hirsche neiden. Diese verbünden sich nicht, um ihn aus dem Besitz zu vertreiben, vielleicht ist dazu die Erinnerung, gemeinsam aufgewachsen zu sein, nötig, die die jungen Hirsche, mangels dieses Brauches, nicht haben. Doch fordern die jungen Hirsche den alten einzeln zum Kampfe heraus und trotz seiner überlegenen Kraft wird dieser manchmal, erschöpft durch die Brunft, überwältigt. Dasselbe macht der Jäger; er tötet den alten väterlichen Hirsch und es bereitet ihm Vergnügen, zu erzählen, wie die Weibchen, denen die Treue glücklicherweise unbekannt ist, sich einen Augenblick später dem jungen Männchen hingeben, das in der Nähe

1) Vgl. Der Mythos von der Geburt des Helden. Deuticke, Leipzig-Wien 1922.

mit Begehren auf sie wartet. Der Jäger identifiziert sich unbewußt auch mit dem jungen Männchen und kann so, auf eine unverpönte, weidmännische Art, den infantilen Triumph über den Vater feiern, einen Triumph, von dem er früher geträumt hatte und den unsere Sitten schon seit langem nicht mehr zulassen.

Alle Vorstellungen, die sich auf das Studium der Mythen gründen, bestätigen diese Anschauung. Mithra, dieser Gott-Sohn, der eine Zeitlang dem Christentum — auch eine Religion des Sohnes — die Weltherrschaft strittig gemacht hat, ist auch durch den Mord an dem Stier, dem mächtigen, gehörnten, väterlichen Totemtier, dessen Gestalt Zeus so oft angenommen hatte, ein heiliger Held geworden. Die spanischen Stierkämpfe mit der frenetischen Bewunderung, die der Matador hervorruft, sind wie ein entferntes, abgeschwächtes Echo derselben unbewußten totemistischen Auffassung.

Anderseits wird der Sohn-Jäger oft wegen seines frevlerischen Unternehmens gegen das väterliche Totemtier bestraft. So wird Adonis, der Liebling Aphrodites, der großen mütterlichen Gottheit, durch einen Eber getötet. Demselben Tier verdankt er, nach Servius, seine Geburt, denn es hat mit seinen Stoßzähnen den mütterlichen Baum — den Myrrhenbaum — geöffnet, in den Myrrha, seine Mutter, verwandelt worden war und in dem er, Adonis, seine Geburt erwartete. Der Mythus nach Servius verrät die primitive Identität, er schwankt zwischen zwei Versionen: einmal ist es der Vater des Adonis mit seinem Schwert, ein andermal der Eber mit seinen Stoßzähnen, der den Baum aufgeschlitzt hat.[1] Obschon aber Adonis durch den väterlichen Eber zur Strafe für den mütterlichen Inzest getötet wurde, kehrt er triumphierend wieder ins Leben zurück, wie es in jeder Religion der Fall ist, in der der Sohn zum Gotte erhoben worden ist.

Der heilige Hubertus, der 727 als Bischof von Lüttich gestorben ist, ist ein gutes Beispiel für den reuigen Sohn, der heilig gesprochen wurde, weil er auf den symbolischen totemistischen Urmord verzichtet hat. Ein leidenschaftlicher Jäger, verzichtete er an einem Karfreitag auf die Jagd. Es erschien ihm beim Jagen ein göttlicher Hirsch, der zwischen seinem Geweih ein glänzendes Kreuz trug. Durch die Wiederkehr des Verdrängten in dem Verdrängenden, ein Vorgang, der jedem der mit dem Mechanismus der Zwangsneurosen vertraut ist, bekannt ist, wurde Sankt Hubertus, der wegen seines Jagdverzichtes heilig gesprochen wurde, gerade Schutzpatron der Jäger.

1) Vgl. Roschers mythologisches Lexikon, Artikel Adonis.

des Ödipuskomplexes des kleinen Knaben, in der er den ältesten erotischen Wunsch seines Lebens, den Wunsch, die Mutter zu besitzen, unter dem Einflusse der Kastrationsdrohung — und zwar der Kastration durch den Vater — untergehen sieht. Das ist der klassische Mechanismus, durch welchen die große infantile Periode des Ödipuskomplexes, um das fünfte Lebensjahr herum, ihr Ende findet.[1] Betrogen um seinen großen Wunsch, den er aufgeben muß, um sich den Penis, das kostbare, bedrohte Organ zu sichern, wünscht der kleine Knabe sich nun als Rache, als Vergeltung — gleich einem jungen Zeus — die Kastration des alten Kronos. Diese alten, tiefen Regungen der Kinderseele, die im Unbewußten niemals ganz verschwunden waren, sind es, die beim Anblick des betrogenen Ehemannes in uns erwachen.

Der von der Frau und dem Geliebten betrogene Ehemann wird tatsächlich von dem Zuschauer, der ihn sieht und den andern zeigt, dem Vater der Kinderzeit gleichgestellt. Der infantile Wunsch wird hier nun endlich verwirklicht, der Zuschauer identifiziert sich mit dem Liebhaber und identifiziert die treulose Frau mit der Mutter. Die treulose Frau macht das, was er, als kleiner Knabe, von der Mutter gewünscht hatte, daher kommt die große Befriedigung, die der Anblick eines betrogenen Ehemannes gewöhnlich jedem männlichen Zuschauer bereitet.

Die Menschen haben aber im Laufe ihrer phylogenetischen Entwicklung viele Phasen durchlaufen, die alle in ihrem Unbewußten Spuren zurückgelassen haben. Von der Phase des Jagens ist ihnen gegenüber den wilden Tieren, die gleichzeitig ihre gefürchteten und verehrten Feinde sind, — wie der Vater, — eine Art von „Sohneinstellung" geblieben, und diesem Umstand verdanken diese es auch, daß nach dem Urmorde des Vaters eines oder das andere von ihnen zum Vaterersatz, zum Totem erhoben wurde. Der Totemismus lebt in jedem von uns weiter, in den Tierphobien der Kinder in seiner reinen, ursprünglichen, in unseren Jagdgebräuchen in abgeschwächter Form. Und das macht es dem Zuschauer dieses Schauspiels möglich, in dem betrogenen Ehemann auf dem Wege der Übertragung den Vater seiner Kindheit zu sehen und ihn mit dem Geweih des großen Hirsches der Wälder auszustatten.

Die Phase des Hirtentums, die nach der Jagdphase gekommen ist, hat auch ihre Spuren im Unbewußten der Menschen zurückgelassen. Das Rind wurde also, durch die Kastration der männlichen Tiere, dem Joche der Menschen unterworfen. Diese unverstandene Anspielung auf die reale

1) Vgl. Freud: Der Untergang des Ödipuskomplexes. (Ges. Schriften, Bd. V.)

Kastration ist es, die manche, wie z. B. Schrader, auf die Idee gebracht hat, die Symbolik des betrogenen Ehemannes auf das Rind zurückzuführen. Diese Symbolik gehört trotzdem in erster Linie der Phase des Jagens an, welcher die Sitte der Kopftrophäen eigen ist.

Wie wir jedoch schon früher gesehen haben, liegt die Hauptbedingung für das Komische der Symbolik des betrogenen Ehemannes darin, daß die Menschen in ein Stadium der Zivilisation geraten sind, in dem gelegentlich der Ehebrüche kein Blut mehr vergossen wird. Um der Ironie freien Lauf zu lassen, muß sich das ganze Drama sprachlich abspielen.

Betrachten wir uns einmal die Dinge näher. Wem erscheint der betrogene Ehemann komisch? In seinen eigenen Augen ist er es nicht, das ist klar. In den Augen seiner Frau und auch in denen des Liebhabers nicht immer, da ja beide in dem Stücke mitspielen und nicht viele Muße zum Zuschauen haben. Vor allem ist das Stück für die Zuschauer, die darin überhaupt keine Rolle spielen, komisch. Zum „Publikum" gehören zumindest zwei Zuschauer. Betrachten wir einmal die beiden Zuschauer — natürlich können es auch mehrere sein. Einer von ihnen, indem er den betrogenen Ehemann des Dreiecks und die Frau und den Liebhaber entdeckt, identifiziert sich gleichzeitig mit letzterem. Der Zuschauer aber, vor dem sich dieses Stück abspielt, wäre nicht wirklich befriedigt, wenn er allein wäre, wenn er nicht jemand hätte, der ihn, in seinem phantasierten Triumph, den er über dem Vater im Wege seiner Identifikation mit dem Geliebten feiert, bewundert.

Er lenkt daher die Aufmerksamkeit eines anderen auf den Anblick und, um diesen anderen zu der Kastration des Vaters anzuspornen, — ein soziales Phänomen, an die Verschwörung der Brüder gegen den Urvater erinnernd, — schreibt er ihm, dem Vater, das grandioseste, das auffallendste männliche Merkmal zu, und zwar die Hörner des großen Hirsches der Wälder.

*

Den betrogenen Ehemann, in dem Augenblick, in dem er machtlos, kastriert erscheint, mit der männlichsten der Zierden auszustatten, ist wohl eine „Darstellung durch das Gegenteil".

Die Darstellung durch das Gegenteil ist der wesentlichste Mechanismus der Ironie,[1] dieser sozialen Erscheinung, vermöge der man in einem Gespräch gerade demjenigen gewisse außerordentliche Qualitäten zuschreibt,

1) Freud: Ges. Schriften, Bd. IX, S. 7, 8.

die er gerade am wenigsten hat, wodurch der Zuhörer oder die Zuhörer angeregt werden, jenem im Gedanken wieder das fortzunehmen, was man ihm eben mit Worten erteilt hat. Von einem ungewöhnlich häßlichen Mann wird zum Beispiel gesagt, wie schön er doch sei, damit der Zuhörer ihm gerade diese Eigenschaft wegnehmen kann.

Es gibt auch noch eine andere Symbolik und eine andere Ausdrucksform, in der die Darstellung durch das Gegenteil üblich ist. Der Schleier ist das Symbol der Jungfräulichkeit und die Bräute treten verschleiert vor den Altar. Indessen war der Schleier, wie auch Storfer erwähnt,[1] im Mittelalter das Kennzeichen der Prostituierten. Und man bezeichnet im Deutschen mit dem Ausdruck „Dirne" und im Französischen mit „*fille*" gerade die Prostituierten, sowie in Hamburg die von Prostituierten bewohnte Straße Jungfernsteig heißt.

Darin liegt ein Stück Volksironie. Man schreibt der Prostituierten nur deshalb die Jungfräulichkeit zu, um den Zuhörer, mit dem man spricht, zu veranlassen, ihr diese in Gedanken gleich wieder wegzunehmen. Es ist eine Art von „verbaler Defloration".

Die Darstellung durch das Gegenteil hat auch den Vergleich zwischen dem betrogenen Ehemann und dem Kuckuck geschaffen. Dieser Vogel ist nach Littré[2] und Swainson[3] zuerst als außerordentlich männlich bezeichnet worden; es wurde von ihm gesagt, daß er die Weibchen anderer Vögel befruchte, später aber wurde ihm die Rolle des betrogenen Ehemannes zugeteilt, in derselben Weise wie im Deutschen der Hahnrei aus dem Hahn entstanden ist.

Dieser Mechanismus der Ironie, die Darstellung durch das Gegenteil, eignet sich ganz besonders zur Vorstellung der Kastration: Ein Zuschauer zeigt dem Publikum den großen Phallus des Vaters, um den anderen oder die anderen anzuspornen, jenem den Phallus wegzunehmen.

Aber der mächtige Affekt, der der „tragischen Seite" des Vergleiches zwischen dem betrogenen Ehemann und dem Hochwild des Waldes, dem Vaterersatz, anhaftet, hat heutzutage, da um eines Ehebruches kein Blut mehr vergossen wird, nicht mehr die Möglichkeit, abreagiert zu werden. Es ist nur mehr eine „verbale Kastration" Und in der Vorstellung des

---

1) Storfer: Marias jungfräuliche Mutterschaft, S. 54.
2) Artikel *Cocu* (gehörnt).
3) The Folk Lore and Provincial Names of British Birds. S. 121. London 1886.

Volkes, in seinem Vorbewußtsein, vollzieht sich der Vergleich zwischen den verschwundenen großen blutigen Gesten, die in den primitiven Kulturen mit der Rache für den Ehebruch einhergingen, und der heute gegebenen Blindheit und Schwäche des zivilisierten Ehemannes — und da der mächtige und grausame Affekt, der jenen Vorstellungen anhaftet, sich den kleinen nicht mehr anpassen kann, macht er sich durch Lachen Luft. Der Unterschied zwischen den beiden Vorstellungen ist wirklich ein ungeheurer, und dieser Umstand erklärt zweifellos, warum das Motiv des betrogenen Ehemannes im Bereiche der Komik, vielleicht auch als die Komik *par excellence*, erscheint.

Das kollektive Lachen, in das die Männer bei dem Anblick des betrogenen Ehemannes ausbrechen, erinnert mehr an die Symbolik der Parforcejagd, als an die der individuellen Jagd, des Pirschens. Gewiß identifiziert sich jeder, der lacht, mit dem Liebhaber, und möchte am liebsten der Einzige sein, der aus dem Ehemann einen „Hahnrei" macht. Diese Art der Ironie bleibt jedoch ein kollektives Phänomen, und es dürfte vielleicht kein bloßer Zufall sein, daß Frankreich, das Land der Parforcejagd, auch das Land der Lustspiele ist, deren häufigstes Motiv der betrogene Ehemann ist.

Da aber heute das Blut nicht mehr fließen und der primitive Sadismus nicht mehr erkenntlich durchblicken darf, — da er unbedingt verurteilt würde, — verwandelt sich das alte Verlangen nach Blut in Lachlust.

Es ist sicher, daß wenn das Motiv des betrogenen Ehemannes dem Publikum als das komischeste erscheint, es darum so ist, weil es im Grunde genommen zweifellos das tragischeste ist.

Im Verlaufe dieser Arbeit haben wir gesehen, daß die tragischesten und archaischesten Motive, die im Unbewußten der Menschen wirksam sind, gerade die komischesten werden können, wenn sie in der Realität nicht mehr „ausgelebt" werden können und durch die notwendige Verwandlung des Affektes auf soziale Weise, mittels des Lachens, abreagiert werden.

Doch welch langen Weg mußten die Menschen zurücklegen, bis sie hiehergelangt sind! Das alte Sprichwort müßte folgendermaßen richtiggestellt werden: Vom Erhabenen zum Lächerlichen sind es Tausende und Tausende von Schritten.

Vom Leben der Bienen und Termiten

Psychoanalytische Bemerkungen

Von

L. R. Delves Broughton

Bida, Nigeria

Maeterlinck entwirft in seinen Schriften über „Das Leben der Bienen“ und über „Das Leben der Termiten“ ein wunderbares Bild der Insektengemeinschaften, ihrer Organisation, der offensiven wie der defensiven, ihrer absoluten sozialen Opfer, äußert auch nachdrücklich die Vermutung, daß sie eine Sprache irgendwelcher Art besitzen. Es ergibt sich ihm die Frage: was ist die Macht, der diese Organisation unterworfen ist und was ist das Ideal, dem die persönlichen Opfer gebracht werden. Er selbst gelangt zu keiner befriedigenden Antwort und gibt zu, daß er, indem er einen „Geist des Bienenstocks“ annimmt, der sich aus den Einheiten der Insektindividuen zusammensetzt, wie etwa aus den Zellen der lebenden Körper, nur eine neue Benennung einer unbekannten Kraft umhängt, die man verschiedentlich als Instinkt, Intelligenz, oder einfach als Zufall voraussetzt. Es will mir scheinen, daß die Theorien, die Freud in seiner „Massenpsychologie“ auseinandersetzt, geeignet sind, zumindest auf einen Teil dieser verwirrenden Fragen die Antwort zu liefern. Freud stellt dar, daß Bindungen der Masse libidinös sind, daß die Glieder vermöge von Identifikationen zusammengehalten werden, erstens von Identifikation mit dem Führer und zweitens von gegenseitigen Identifikationen untereinander auf Grundlage jener ersten Identifikation. Der Führer ist in der Lage eines Hypnotiseurs, dem die übrigen ihr „Ichideal“ ausgeliefert haben und das Ganze erinnert an die Organisation einer Anzahl von Kindern unter einem despotischen Vater.

Nun scheint mir, daß etwas diesen Bedingungen sehr Ähnliches in der Organisation der Bienen und Termiten gefunden worden ist. (Über die Ameisen fehlen mir leider Kenntnisse.) Die Königin ist eine Despotin, die die sexuelle Funktion ihrer zahllosen Töchter — in dem Falle der Termiten, mit kleinen Ausnahmen auch die ihrer Söhne — an sich gerissen hat. Wegen der ihnen auferlegten Unfruchtbarkeit sind die Arbeiter gezwungen, sich mit der Königin zu identifizieren, um sich auf diese Art eine direkte sexuelle Befriedigung zu verschaffen, ebenso müssen sie sich notwendigerweise auch untereinander, eine mit der anderen, identifizieren. Aber sogar die auf diesem Wege erreichbare Befriedigung ist so beschränkt, ein so schwacher Ersatz, daß man annehmen könnte, — falls man ihnen eine der unseren ähnliche geistige Ökonomie zugesteht, — daß eine sehr ausgiebige Sublimierung dazu verwendet wird, über die überschüssige Libido zu verfügen. Ich glaube mich zu erinnern, daß Freud festgestellt hat, daß die Fähigkeit des Menschen zur Zivilisation durch seine Fähigkeit zur Neurose bedingt ist; mit anderen Worten, daß der Ursprung der Kunst, der Technik und des Ackerbaus usw. in der Libido zu suchen ist, die von ihrem ursprünglichen Ziel abgelenkt und in andere, vom sozialen Standpunkt ungefährliche Bahnen gebracht worden ist. Diese Behauptung ist durch das Studium der staatenbildenden Insekten bestätigt worden, bei denen Verdrängungen, den unseren ähnlich, doch weitaus strengerer Art, eine Zivilisation entstehen ließen, die in vielen Beziehungen der unseren gleich ist. Meiner Ansicht nach haben wir hier das Geheimnis der Eintracht und des sinnvollen Verhaltens dieser Insekten, das Maeterlinck nicht imstande war zu lösen. Der Bienenstock ist eine seelische Einheit, dank der Identifikation, und derselbe Prozeß, durch den die Identifikation Verstärkung erfahren hat, hat einen Energiebeitrag abgegeben, der bei normalen Tieren nicht im Dienste der Selbsterhaltung steht.

Auch wenn wir nicht von der Wahrscheinlichkeit ausgingen, daß die Kräfte, die die Zivilisation der Bienen und Termiten geschaffen haben, libidinösen Ursprungs seien, würden die eigentlichen Wege, die diese Kräfte einschlagen, uns einen solchen Ursprung ahnen lassen. Der Aufbau einer Wohnstätte, die kugelförmig ist und tatsächlich eine Art von Ausdehnung der Person der Königin ist, so unzertrennlich von ihr wie sie von ihm, was könnte er sonst sein als der praktische Ausdruck der Sehnsucht nach dem Narzißmus und dem Geborgensein im Mutterleibe, welche uns aus den Träumen so wohlbekannt ist. Wir können füglich als den Ursprung des Anbaus von Pflanzen und des absichtlichen Beherbergens

von Eingeweideparasiten — abgesehen von ihrem praktischen Wert — den für immer versagten Wunsch einen Sprößling hervorzubringen und zu tragen, betrachten. Der komplizierte Apparat der Bienen zur Wachserzeugung, der bei der Königin nicht vorhanden ist, mag demselben Gebärtrieb entstammen. Anderseits ist es eine gesicherte Tatsache, daß der Geiz beim Menschen in allen seinen Erscheinungsformen in engem Zusammenhang mit der Analerotik ist, die ihrem Wesen nach eine Regression der enttäuschten Libido auf eine primitivere Stufe vorstellt. In Anbetracht der peinlichen Sauberkeit der Bienen, die lieber an Tausenden von Verdauungsbeschwerden zugrunde gehen, als den Stock bei kalter Witterung zu beschmutzen, können wir füglich bei ihnen eine ausgiebige Regression dieser Art voraussetzen und darin auch eine zufriedenstellende Erklärung finden für ihr Honigsammeln, vielleicht sogar für die mathematische Exaktheit ihrer Zellen. Eine Regression auf dieselbe Stufe, jedoch ohne jene Verdrängungen, welche bei der Biene die Liebe zum Schmutz in eine Liebe zur Reinlichkeit wandeln, könnte das Vergnügen der Termitenarbeiter an ihren eigenen Exkrementen, die ihnen auch als Nahrung dienen, erklären, wobei bemerkt werden muß, daß die Königin und die königliche Familie das Privilegium haben, nicht aus dem Anus, sondern aus dem Mund ihrer Diener gefüttert zu werden.

Der Sadismus, das Element der Grausamkeit, unzertrennlich von der Liebe, der eigentlich nichts anderes als im Dienste des Eros auf die Außenwelt projizierter Todestrieb ist, hat, wenn ich mich nicht irre, in besonderem Maße an der Entwicklung dieser beiden Insekten teilgenommen. Es soll vor allem daran erinnert werden, daß die Angriffswaffe der Biene nichts anderes als die Modifizierung der verkümmerten Eileiter ist, daß ihr Gebrauch gegen die Königin durchaus verboten ist und daß die Bienen bereit sind, sie gegen jeden Eindringling von seiten der Außenwelt — Königinnen stets ausgenommen — zu verwenden, obwohl dessen Gebrauch todbringend für sie ist. Wenn wir uns den Termiten zuwenden, sehen wir eine viel tiefergehende Modifikation: die Entwicklung einer besonderen Kriegerkaste, ermöglicht durch die Anpassungsfähigkeit des Insektkörpers und vielleicht auch durch die Ersparung an Libido, die durch das Fehlen der Augen und Flügel erzielt worden ist. Sogar die Spritzentermiten, die wenigstens so allgemein wie diejenigen mit hypertrophisierten Kiefern sind, scheinen durch die Bildung eines Ejakulationsorgans zum Gebrauch gegen die Feinde hier die wahre Natur der Kraft zu zeigen, welche sie zu Hilfe gerufen haben.

Was die Blendung der Arbeitertermiten betrifft, kann uns unsere eigene Erfahrung vielleicht eine Erklärung dafür geben. Das Blenden in Träumen und Legenden bedeutet meistens Kastration; und in der Termitengemeinschaft, in der sowohl Männchen wie auch Weibchen den Verlust ihrer sexuellen Fähigkeit erleiden müssen, kann das, was bei uns ein einfaches Symbol ist, im Interesse eines vollkommeneren Opfers in Wahrheit umgesetzt werden.

Maeterlinck ist es nicht gelungen, im Leben der Bienen, beziehungsweise in dem der Termiten auch nur annähernd eine Spur von irgendwelchen den unseren ähnlichen Lustmöglichkeiten zu finden, von irgendwelchen Einrichtungen, die nur dem eigenen Wohl und nicht dem Interesse der Gemeinschaft dienen. Gleichzeitig aber berichtet er in weitläufiger Weise über die zeremoniellen Tänze, welche von beiden ausgeübt werden und erwähnt bei den Termiten auch eine Art von Gesang. Bei den Bienen scheinen die Tänze irgendwelchen erzieherischen Wert zu haben; möglicherweise sind sie die ersten Schritte zur Sublimierung, um uns so auszudrücken, und geben den jungen Bienen Weisung wie und bis zu welchem Maße sie den Libidoüberschuß verwenden können. Bei den Termiten scheinen diese Tänze ganz spontan zu sein; sie können künstlich hervorgerufen werden, wenn man das Insekt in einem Kessel schüttelt und erscheinen daher als die momentane Hingabe an das Lustprinzip in seiner einfachsten Form.

Bei den Bienen gibt es noch eine unzweifelhafte Lustquelle, das Schwärmen. Bei dieser Gelegenheit werden die Einschränkungen des Bienenstocks in gewissem Maße gelockert und es ergibt sich eine unseren Feiertagen ähnliche Situation. Bei den Termiten ist es anders. Sie senden eine Art von Schwarm aus, doch nur aus den völlig entwickelten Gliedern beiden Geschlechts bestehend; aus dieser Gelegenheit erwächst großes Verderben und schwere Besorgnis für die Stadt, welche dann und nur dann den Angriffen der Ameisen wehrlos ausgesetzt ist. Da die Termiten imstande sind, neue Königinnen aufzuziehen, um die alte in der Stadt zu ersetzen, bleibt das Motiv für das Schwärmen ganz im Dunkeln. Es ist möglich, daß sie sich bis zu einem gewissen Maße mit den Emigranten identifizieren und sich durch deren Freiheit eine Art von Ersatzbefriedigung verschaffen, während deren alljährliche Verbannung sie für ihre eigene Verzichtleistung entschädigt, oder aber vollzieht sich die Flucht ausschließlich im Interesse der Kreuzbefruchtung, da es gewiß erscheint, daß die Termiten im Besitze biologischer Kenntnisse sind, die den unseren voraus sind.

Wenn wir den sexuellen Despotismus bei der Königin voraussetzen, welche Annahme sich uns unbedingt aufdrängt, müßten wir in ihren Untertanen eine Gefühlsambivalenz annehmen, die wenigstens so ausgeprägt ist, wie die unseren Monarchen entgegengebrachte. Wir haben reichliche Beweise für die Existenz dieser Ambivalenz, unter anderem die Sitte, bei den Bienen eine fremde, in ihren Stock eingedrungene Königin „zu Tode zu drücken". Der Haß veranlaßt sie, den Eindringling zu töten und ihn nicht zu verjagen, doch hat die Ehrfurcht ein System hervorgebracht, durch welches kein Einzelwesen für den Tod verantwortlich gemacht werden kann. Termiten belecken ihre Königin mit Vorliebe und verzehren ihre Exkremente, und wenn sie von den Soldaten nicht daran gehindert werden, lösen sie sogar während dieses Prozesses Stückchen aus ihrem Fleisch ab. Die Königinnen beider Insektarten sind einer strengen Gefangenschaft im Stock unterworfen, und das Behaupten ihrer Stellung ist, wie bei gewissen wilden Häuptlingen, ausschließlich von ihrer Fruchtbarkeit abhängig. Die Leichname der Termitenköniginnen werden in der Regel aufgefressen. Es muß bemerkt werden, daß dem Niedergang eines Stockes gewöhnlich die Treulosigkeit gewisser Arbeiter vorausgeht, die diesen Niedergang wahrscheinlich dadurch verursachen, daß sie selbst Eier legen, wodurch das sexuelle Vorrecht der Königin zerstört wird, was wieder ein Beweis dafür ist, daß die Bande, die den Stock zusammenhalten, von diesem Vorrecht abhängen.

Zum Schlusse möchte ich noch durch ein Beispiel die Tatsache erläutern, daß die Menschen den matriarchalischen Charakter der Termitenstadt ahnen und in ihm eine Kraft verehren. Ich habe in dieser Gegend häufig kleine Blätterpäckchen, welche auf Termitenhügeln in der Nähe der Straßen lagen, bemerkt. Als ich mich nach der Ursache dieses Umstandes erkundigte, wurde mir mitgeteilt, daß diejenigen, denen ein Wunsch unerfüllt geblieben ist, zu einem im Orte befindlichen Zauberer gehen, der ihnen eine „Medizin" verabreicht und sie anweist, diese an einen Kreuzweg oder an eine Quelle oder auf einen Termitenhügel zu legen. Das Symbolische der ersten zwei Plätze wird jedem Traumforscher einleuchtend sein, und ich kann nur daraus folgern, daß der primitive Mann, aus Ursachen, die ich mit den vorangegangenen Ausführungen kurz zu charakterisieren versucht habe, in der Termitenstadt noch ein anderes Symbol für die Mutter-Götter gefunden hat, dem ältesten bekannten Objekt der menschlichen Verehrung, von dem wir alle ausgegangen sind und nach dem wir alle streben.

Ein Traum aus einem japanischen Roman des elften Jahrhunderts

Von

Ruth Jane Mack

New York

In den Jahren 1001—1015 A. D. verfaßte eine japanische Hofdame, Lady Murasaki, einen großen Roman unter dem Titel „Die Geschichte der Abenteuer des Prinzen Genji", der uns im Juni 1925 in einer englischen Übersetzung von Arthur Waley zugänglich wurde.[1] Neben der großen poetischen Schönheit dieses Werkes, die der Übersetzer mehr als alle seine anderen Vorzüge zu schätzen scheint, interessiert uns vor allem die psychologische Beleuchtung der Liebesabenteuer dieses japanischen Don Juans. Unter vielen Stellen, die man in dieser Hinsicht hervorheben könnte, erscheint mir die Verwertung eines Traumes die interessanteste zu sein.

Der Vorfall spielt nach dem Tode Aois, der ersten Frau des Prinzen Genji. Dem herrschenden Glauben entsprechend, wird auch hier angenommen, daß der Haß irgendeines Feindes an ihrem Tode schuld ist. Genjis Maitresse, Lady Rokujo, weiß, daß man Aois Tod den Ränken ihres „lebendigen Geistes" zuschreibt. Sie versucht, sich über ihre Gefühle gegen Aoi klar zu werden, kann aber nichts in sich entdecken, als das Bewußtsein ihrer eigenen unglückseligen Lage. „Trotzdem war sie nicht sicher, ob nicht am Grunde ihrer von Gram verzehrten Seele ein Funken Groll in der Verborgenheit schlummerte." Dabei erinnert sie sich an folgenden Traum:

1) The Tale of Genji, by Lady Murasaki, translated from the Japanese by Arthur Waley. London, George Allen and Unwin Ltd.

„Sie ist in einem großen, prächtigen Raum; dort liegt ein Mädchen, das sie als die Prinzessin Aoi erkennt. Sie packt die Hingestreckte beim Arm, zerrt sie hin und her, schlägt auf sie los, all das in einem Ausbruch wilder Wut, wie sie ihr im Wachen völlig ferngelegen hätte. Derselbe Traum hatte sich später noch mehrmals wiederholt. Wie entsetzlich! So konnte es doch geschehen, daß der Geist den Körper verließ und Gefühle aus ihm hervorbrachen, die das wache Denken niemals geduldet hätte."

Über diese Stelle, welche die — wir könnten sagen — psychoanalytische Einsicht Murasakis beweist, macht der Übersetzer folgende Bemerkung:

„Sie (Murasaki) erscheint uns modern, weil der mittelalterliche Buddhismus zufällig über gewisse psychologische Begriffe verfügte, die gerade im heutigen Europa Allgemeingut geworden sind. Die Vorstellung, daß die Persönlichkeit aus verschiedenen Schichten aufgebaut ist, deren Inhalt miteinander in Konflikt geraten kann, daß ein Gefühl in voller Intensität vorhanden sein kann, ohne doch von dem betreffenden Individuum wahrgenommen zu werden, — solche Auffassungen waren im alten Japan nichts Ungewöhnliches. Sie verleihen Murasakis Buch einen täuschenden Anschein modernen Denkens."

Uns Analytikern aber kann es doch nicht als „zufällig" erscheinen, daß Grundsätze, die im alten Japan allgemein anerkannt waren, in so sonderbarer Weise mit den Resultaten unserer mühsamen wissenschaftlichen Forschung übereinstimmen, welche sich zu den herrschenden abendländischen Anschauungen seit jeher im Gegensatz befinden. Eine Untersuchung dieser Übereinstimmungen, besonders in bezug auf das Unbewußte, seine Äußerung in Träumen und der Träume selbst als Ausdruck von Wünschen und Gefühlen, die „das wache Denken niemals geduldet hätte", scheint sehr vielversprechend. Dabei bleibt natürlich die verhältnismäßige Unzugänglichkeit der Quellenliteratur, von der nur einiges in Übersetzungen zu finden ist, für jeden in den ostasiatischen Sprachen nicht Bewanderten eine beträchtliche Schwierigkeit.

IMAGO, Band XIV (1928), Heft 1

(Ausgegeben Mitte Februar 1928)

Alle redaktionellen Zuschriften und Sendungen bitte zu richten an:

Dr. Sándor Radó, Berlin-Grunewald, Ilmenauer Straße 2,

alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien VII, Andreasgasse 3

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII, Andreasgasse 3
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I, Riemergasse 1
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhnen, Wien V, Arbeitergasse 1—7